

Der Deutsche Metallarbeiter

Wochenschrift des Christlichen Metallarbeiterverbandes Deutschlands

Nummer 11

Duisburg, den 15. März 1930

31. Jahrgang

Hauptprobleme der Schlichtung



Die Beurteilungsmaßstäbe gewinnt man aus der der Schlichtung gesetzten Aufgabe, die in Betracht kommenden Interessen abzuwägen. Deren sind drei Arten zu nennen: die privatwirtschaftlichen Interessen des Arbeitgebers, die privatwirtschaftlichen Interessen des Arbeitnehmers, die Interessen der Allgemeinheit, die man als volkswirtschaftliche Interessen bezeichnen kann.

Der Schlichtende hat jedes dieser Interessengebiete sich vorzustellen und das ihnen Gemeinsame zu ergründen suchen. Auf dem so festgestellten Gemeinsamen ist die Verhandlungsführung aufzubauen und die Entscheidung zu fällen.

Was die privatwirtschaftlichen Interessen der Arbeitnehmer anlangt, so rücken hier deren Lebensnotwendigkeiten in den Vordergrund. Lohn und Gehalt werden in ihrer Höhe zwischen dem natürlichen und dem kulturellen Existenzminimum sich bewegen. Jenes umfaßt nur die unentbehrlichen Bedürfnisse, deren Befriedigung notwendig ist; dieses enthält noch dazu die entbehrlichen Bedürfnisse, deren Befriedigung unter bleiben kann. Was aber als unentbehrlich, was als entbehrlich angesehen wird, ist verschieden je nach den Zeitanschauungen.

Die privatwirtschaftlichen Interessen des Arbeitgebers können nur insofern einen Beurteilungsmaßstab abgeben, als die Tragfähigkeit des Betriebes in Betracht kommt. Man hat hier zwischen der derzeitigen und der zukünftigen Tragbarkeit, die durch Verbesserung der technischen Hilfsmittel und durch Verbesserungen in der Organisation herbeigeführt werden kann, zu unterscheiden. Dies ist zwar eine schwierige Aufgabe. Schwierigkeiten sind indessen dazu da, um überwunden zu werden. Betriebe, die nicht mit der Zeit fortschreiten, und Betriebe, die nicht zweckmäßig organisiert sind, haben bei der Festsetzung der Löhne und der Gehälter kein Recht auf Berücksichtigung.

Für die Lohn- und Gehaltsbestimmung ist die jeweilige Konjunktur und der jeweilige Ertrag der Unternehmungen von Bedeutung.

a) Hält man Konjunkturlöhne für das sachlich Richtige, ist man also der Ansicht, daß Löhne und Gehälter bei steigender Konjunktur sich erhöhen, bei fallender sich senken, so ist Voraussetzung, daß zunächst ein Grundlohn, der den Lebensnotwendigkeiten der Arbeitnehmer Rechnung trägt, bestimmt werde. Er müßte mindestens das natürliche Existenzminimum gewährleisten.

b) Sollen sich die Löhne und Gehälter nach dem jeweiligen Ertrage des Betriebes richten, so steigen und fallen sie, je nach dem Ergebnis.

Wenn nun auch Konjunktur und Ertrag wertvolle Beurteilungsmaßstäbe sind, so scheint mir jedoch, daß weder das eine noch das andere allein Richtlinie für die Entscheidung

II.

bilden kann. Ziel wird es vielmehr sein müssen, die richtige Mitte zwischen Konjunktur- und Ertragslöhnen zu finden, damit der Lohn in den Zeiten sinkender Konjunktur möglichst auf seiner durchschnittlichen Höhe gehalten werden kann.

Die Löhne in anderen Gebieten und in anderen Erwerbszweigen dürfen nur mit großer Vorsicht als Richtlinien dienen. Die historische Entwicklung der Löhne in dem betreffenden Berufszweig und in dem betreffenden Gebiete vermögen wertvolle Hinweise zu geben.

Und schließlich werden die Machtverhältnisse der beiden gesellschaftlichen Gegenspieler im Interesse des Wirtschaftsfriedens und der Durchführbarkeit der Schlichtungsentscheidung nicht unberücksichtigt bleiben dürfen.

3. Der § 7 der SchlVO. lautet: „Der Reichsarbeitsminister kann für die Tätigkeit der Schlichtungsausschüsse und der Schlichter allgemeine Richtlinien erlassen. In ihrer Entscheidung im Einzelfalle sind Schlichtungsausschüsse und Schlichter unabhängig und nicht an Weisungen gebunden.“

Der Reichsarbeitsminister kann demgemäß die Schlichtung in den Dienst einer einheitlichen Lohnpolitik stellen. Die Richtlinien sind keine verbindlichen Rechtsnormen, sondern nur verbindliche Verwaltungsempfehlungen. Sie beschränken natürlich die Freiheit der Schlichtungsausschüsse und der Schlichter. Sie können ihnen auch die Unabhängigkeit in der Aufstellung von Beurteilungsmaßstäben nehmen. In der Anwendung der Richtlinien auf den konkreten Fall besteht Unabhängigkeit und Freiheit.

Es ist die Frage aufgeworfen worden, ob der Erlaß derartiger Richtlinien sachgemäß ist. Man verlangt, insbesondere von Arbeitgeberseite, daß die Schlichtung, genau wie der Richter, nur dem Gesetz unterworfen sein könne und in voller

Kollegen!

Kollegen!

Die nächste Nummer unseres Organs behandelt in Vertiefung der zu besprechenden Fragen ein wichtiges Thema:

„Die Wirtschaftsnot der Grenzgebiete und unser Christlicher Metallarbeiterverband“.

Die Arbeitslosigkeit erfährt in den Grenzgebieten eine über den Durchschnitt hinausgehende Steigerung. Die Grenzgebiete unterliegen doppelten Gefahren, den politischen und den wirtschaftlichen.

Unser Christlicher Metallarbeiterverband hat sein Bestes mit eingesetzt für die Hebung der Lage in den Grenzgebieten. Wir ersuchen die Kollegen, die kommende Nummer, in welcher die Bezirksleiter der in Betracht kommenden Gebiete wichtiges Material vortragen, mit doppelter Aufmerksamkeit zu lesen.

Unabhängigkeit ausgeübt werden und in voller Freiheit der Erhaltung des Wirtschaftsfriedens dienen.

Wenn man zu dieser Streitfrage Stellung nehmen will, so hat man sich zunächst klarzumachen, daß es sich hierbei nicht um ein wirtschaftliches oder soziales oder rechtspolitisches Problem handelt, sondern daß man hier ein staatspolitisches Problem vor sich hat.

Die Schlichtung ist keine Rechtsprechung und keine Gesetzgebung. Sie ist staatliche Verwaltung. Alle staatliche Verwaltungstätigkeit vollzieht sich im Interesse der Einheitlichkeit nach den von der Zentralstelle, dem Ministerium, aufgestellten Richtlinien, soweit natürlich die in Betracht kommenden Gesetze dazu Raum lassen. Die Schlichtung als staatliche Verwaltungstätigkeit ist demgemäß, wie jeder staatliche Verwaltungsakt, den von der Zentralstelle, d. i. in diesem Falle den von dem Reichsarbeitsministerium gegebenen Richtlinien unterworfen. Die Einheitlichkeit in Ansehung der für die Findung der Schlichtungsentscheidung anzuwendenden Grundsätze ist soweit sichergestellt. So wird vermieden, daß zwischen den Tarifverträgen eines Erwerbszweiges in den verschiedenen Gebieten und auch zwischen den Tarifverträgen überhaupt grundsätzliche Gegensätze bestehen.

Der § 7 S. 1 der SchMO. drückt also nur aus, was auch ohne diese Vorschrift für die Schlichtung als Verwaltungstätigkeit gelten würde.

Diese Regelung scheint mir auch sachgemäß, da es sich nur um allgemeine, nicht um besondere Richtlinien handelt. Von ihr dürfte man nur abweichen, wenn besondere triftige Gründe vorliegen, die es erheischen, die Schlichtung mit richterlicher Unabhängigkeit zu umkleiden. Derartige Gründe scheinen mir aber zur Zeit nicht gegeben zu sein. Das Wort, man müsse die Schlichtung entpolitisieren, verkennet den Sachstand und den Streitstand der Frage.

4. Die Tatbestandfeststellungen und die Beurteilungsmaßstäbe sollen sich im Ergebnis der Schlichtung verwirklichen. Dieses Ergebnis kann auf verschiedenen Wegen, die nicht denselben Wert haben, erzielt werden.

In erster Linie ist es die Aufgabe der Schlichtung, eine Vereinbarung zwischen den Parteien herbeizuführen. Gelingt

dies nicht, so bietet sich als zweiter, aber nicht so wertvoller Weg die Einigung unter den beiden Beisitzergruppen dar. Der Vorsitzende hat sein Streben, gegebenenfalls unter Rückstellung seiner eigenen Meinung, darauf zu richten, die beiden Beisitzergruppen auf eine Meinung zu vereinigen. Er selbst wird je nach den Bedenken, die er hat, entweder sich der Meinung der Beisitzergruppen anschließen oder dagegen sein. Liegt allerdings in der von den beiden Beisitzergruppen gefaßten Meinung eine offensibare Unbilligkeit, so ist es die Pflicht des Vorsitzenden, mit allen zulässigen Mitteln die Meinung der Beisitzer umzuwandeln.

Gelingt auch die Einigung der beiden Beisitzergruppen auf eine Meinung nicht, so ist eine Mehrheitsentscheidung zu fällen. Kommt sie nicht zustande, so bleibt als letztes die Alleinentcheidung des Vorsitzenden übrig. Ich halte sie trotz der Entscheidung des Reichsarbeitsgerichts im Ruhreisenstreit immer noch für gesetzlich zulässig (siehe dazu meinen Aufsatz in dieser Zeitschrift, 1929, Nr. 27 u. 28).

Die bis 31. Dezember 1923 in Geltung befindliche Schlichtungsordnung kannte im Gegensatz zu dem jetzt in Kraft stehenden Recht für den Vorsitzenden keinen Zwang zur Abstimmung. Das war eine sehr wertvolle Einrichtung. Der Vorsitzende hatte durch seine in Aussicht gestellte Stimmenthaltung ein wertvolles Mittel, um die beiden Beisitzergruppen zu veranlassen, sich über die Erledigung des Streitfalles zu einigen. Er darf sich natürlich nicht aus Furcht vor Verantwortung der Stimme enthalten. Ich habe mich in meiner vielfährigen Praxis als Vorsitzender nie der Stimme enthalten, von der Möglichkeit und dem Inaussichtstellen meiner Stimmenthaltung aber stets mit Erfolg Gebrauch gemacht. Es wäre wünschenswert, wenn die Möglichkeit, sich der Stimme zu enthalten, für den Vorsitzenden wieder gesetzlich geschaffen würde. (Darin können wir mit dem Herrn Verfasser nicht zusammengehen. Wir halten diese Forderung aus sozialen Gründen für bedenklich. — Red.) In diesem Falle ist es bei geschickter Leitung auch möglich, zu verhindern, daß die Beisitzer die Verantwortung für den Schiedspruch auf den Vorsitzenden abwälzen. Der vielfach mit Recht gerügte Mangel an Verantwortungsbewußtsein dürfte dann sich nicht mehr oft zeigen. (Schluß folgt.) Prof. Dr. Joerges.

Auf dem Weg zur nationalen Arbeitspolitik?



Diese Frage aufwerfen müssen heißt, die Zerissenheit andeuten, in der sich das deutsche Volk und die deutschen Wirtschaftsgruppen befinden. Während in England und Amerika — Länder, deren Sorgen bei weitem nicht an die Lasten unseres Vaterlandes herankommen — alle wirtschaftenden Schichten, Unternehmer und Arbeiter, über die zu lösenden Fragen miteinander beraten, stehen sich in Deutschland die Heerscharen in scheinbar nicht zu lösenden Gegensätzen gegenüber. Und das in einer Zeit der bedrohlichen Lage unserer Exportindustrien, der schwierigen Verhältnisse mancher Industrien auf dem Inlandsmarkt, der Not der Landwirtschaft und vor allem der immer noch nicht abnehmenden Zahl der Erwerbslosen. Es ist nicht das erstemal, daß wir vom Christlichen Metallarbeiterverband auf die Notwendigkeit eines engeren Zusammenwirkens aller produktiven Schichten hingewiesen haben. Wir taten das aus Sorge um unsere Volkswirtschaft und um die Lage der arbeitenden Bevölkerung. Aus dem gleichen Grunde geschieht es heute wieder.

Es ist Zeit für alle Gruppen, aus dem Partikularismus ihrer Sonderinteressen herauszutreten und den Blick auf das Gesamte zu richten. Sonst scheinen die schönen Worte von Volksgemeinschaft leider nichts weiter zu sein als das Bekenntnis zu einer Hausmoral, die man sich gezimmert hat, um einseitige Stellungnahmen zu demänteln. Was nützt, ist der Blick für das Ganze und der Mut, Schlussfolgerungen daraus zu ziehen.

So begreifen wir denn unter nationaler Arbeitspolitik das Verstehen von dem Aufeinanderangewiesensein aller Volksschichten und Industrien und der sich daraus ergebenden Konsequenzen für alle beteiligten Gruppen. Das mag sich leicht anhören, aber es scheint für die Praxis zu einer nicht unerheblichen Umformung der wirtschaftlichen, arbeitsmarktlichen, ja selbst lohnpolitischen Auffassung hinführen zu müssen.

Wenn wir etwas als ein Zeichen der werdenden nationalen Arbeitspolitik ansehen, dann ist es das allmähliche Erkennen der unbedingten Abhängigkeit aller Schichten des Volkes voneinander. Fallen große Gruppen des Volkes infolge mangelnder Kaufkraft durch Unterkonsumtion aus, wie Bauern und große Teile der Arbeiter, dann fühlt die ganze Wirtschaft diesen Ausfall. Selbst die sozialistische Partei konnte sich dieser Einsicht nicht entziehen und stimmte — etwas geradezu Unerhörtes in ihrer Geschichte — für Erhöhung der Zölle auf bestimmte landwirtschaftliche Produkte.

Wir als christliche Metallarbeiter haben ein Lebensinteresse an dem Blühen unserer Metallindustrie. Wesentliche Teile dieser Industrie gehören zur Exportindustrie. Man hat nach unserem Erachten in der Vergangenheit in etwas einseitiger Art auf eine Stärkung des Binnenmarktes geblickt, als ob von ihm allein alles Glück abhinge. Sicherlich soll der Inlandsmarkt so stark als möglich werden. Aber wir müssen auch notwendig Waren einführen, Lebensmittel und Rohstoffe. Diese Rohstoffe (Eisenerze, Textilien Kupfer) müssen bezahlt werden, entweder in bar oder durch Ausfuhr von Fertig-

waren. Das ist nur möglich durch Steigerung der Kaufkraft. Die Kaufkraft steigern aber heißt, intensiver wirtschaften, mehr Güter herstellen und davon besser leben. Das Geld ist dabei nur äußere Form. Ob wir nun 1000 oder 5000 RM haben; wenn der Wert der Güter nicht gesteigert wird, dann ist die Kaufkraft und auch der Wert in dieser äußeren Form der Kaufkraft, des Geldes, nicht gestiegen.

Manche Industrien, die Exportindustrien werden könnten, können dabei auf deutschem Boden sich selbst kaum helfen. Wir denken da neben anderen Zweigen der Metallindustrie an die deutsche Autoindustrie. Es hat keinen Zweck, Sünden vergangener Tage aufzurollen; heute sind 150 000 Arbeiter dieser Industrie und der damit zusammenhängenden Gruppen in großer Bedrängnis. Wir haben verschiedentlich auf die ungeheure Spannung der Zollfrage hingewiesen, von denen Deutschland die allergeringsten Einfuhrzölle hat und noch 8% im Wertzoll unter dem reichen Amerika und gar 28% unter Frankreich liegt. Man mag ein grundsätzlicher Gegner der Zölle sein, aber es grenzt an wirtschaftlichen Selbstmord, wenn man die eigenen Industrien nicht gegen eine Uebermacht fremdländischer Zölle schützen würde lediglich aus einer sehr bedenklichen Ideologie heraus. Vom Arbeiterstandpunkt ist es schwerlich zu erklären, warum ein so großer Verband, wie der sozialistische Metallarbeiterverband, sich schützend vor die deutschen Bourgeois stellt, die mit niedrigen Einfuhrzöllen ein ausländisches Auto kaufen wollen. Eine solche Stellungnahme können wir für die Arbeiterschaft der deutschen Automobilindustrie nur als außerordentlich bedenklich bezeichnen. Mit Redensarten ist weder der Arbeiterschaft noch der Industrie geholfen, und die „Kühle Ruhe“, die laut „Metallarbeiterzeitung“ Nr. 10 die Konferenz der sozialistischen Automobilarbeiter beherrschte, dürfte doch einer starken Nervosität Platz machen, wenn infolge des Anstürmens der ausländischen Automobilindustrie die einheimische nicht mehr mithalten kann. Wir hätten ja sonst auch keine Erklärung für die Tatsache aus Gaggenu, daß ein sozialistisch beherrschter Betrieb lieber eine starke Lohnreduzierung als ein Feiern in Kauf nahm. Wir stehen auf dem Standpunkte des Schutzes unserer Industrie. Wenn schon ein Abbau an Zöllen, gut, dann mögen diejenigen Länder anfangen, die drei- und vierfach im Zollfuß über uns liegen. Aber man möge nicht einer Arbeiterschaft zumuten, daß sie sich selbst aufhängt, weil ihr eine Theorie lieber sei als ihr Leben.

Damit wollen wir wirklich nicht einer Verteuerung des Produktes das Wort reden. Die deutsche Autoindustrie ist lange genug Irrwege gegangen. Ein weiterer Zollschutz dürfte auch nur erfolgen bei einer anderen wirtschaftspolitischen Einstellung. Kaum irgendwo sind die Händlerspannungen des Preises so groß wie in der Autoindustrie. Sie haben wesentlich mit verschuldet, daß das deutsche Auto den Wettlauf mit den Fremden nicht aushalten konnte. Die Rationalisierung hat nur langsam zu einer notwendigen Senkung der Preise geführt.

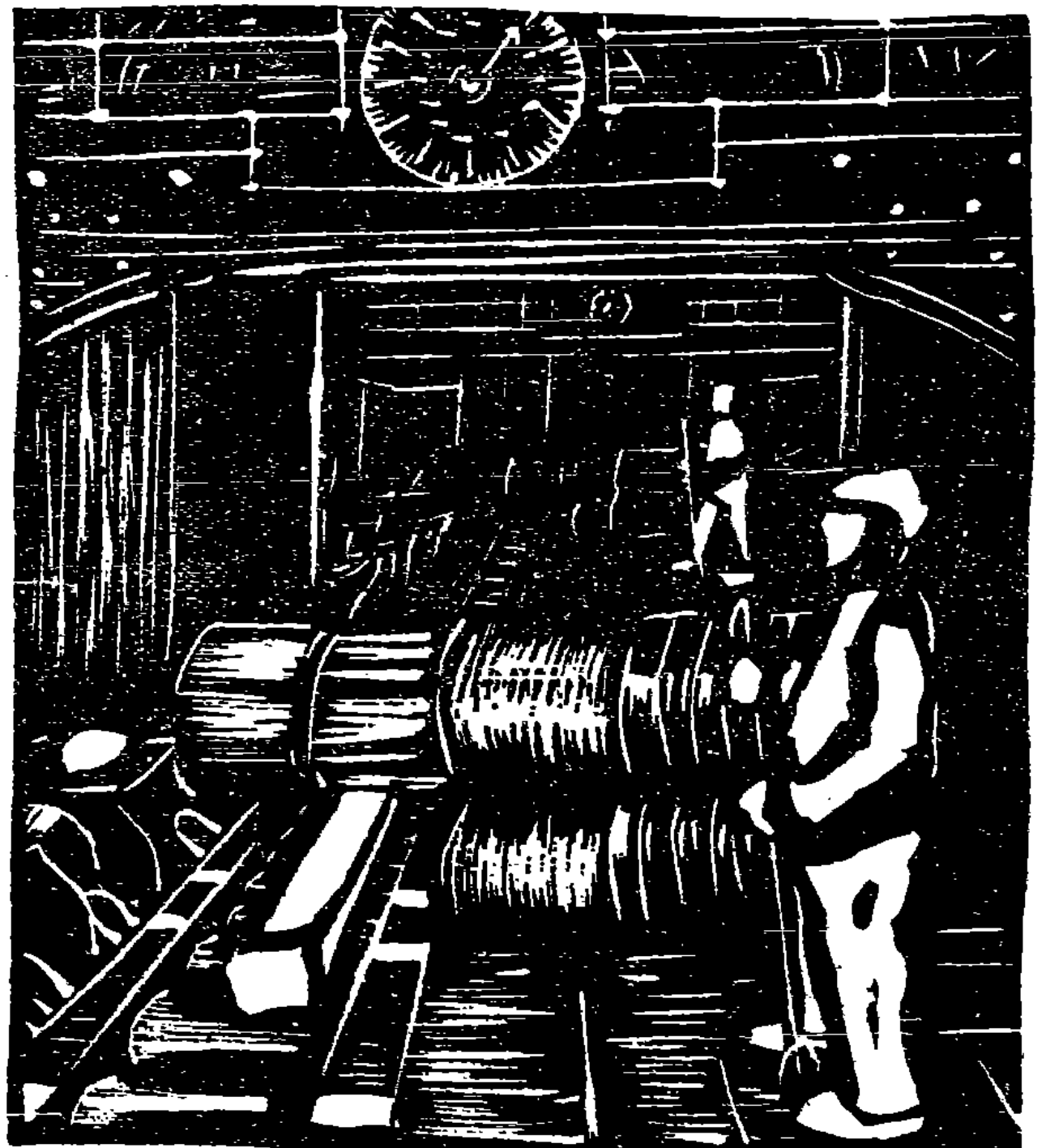
Vermehrung der Produktion bei Senkung der Herstellungskosten ist der Sinn der Rationalisierung. Das hat sich zum Teil ausgewirkt in den Metallindustrien. Nicht ausgewirkt hat es sich auf einem Gebiet, von dem außerordentlich viel abhängt, auf dem Baumarkt. Der Ruf nach „mehr Wohnungen“ beginnt allmählich eine Farce zu werden angesichts vieler leerstehender Neuwohnungen, auch solcher, die von Bauproduktivgenossenschaften errichtet wurden, weil die Mieten dafür unerschwinglich geworden sind. Dieser Ruf nach „mehr Wohnungen“ muß eine verschärfte Tönung erhalten nach „billigeren Wohnungen“. Alle mit dem Wohnungsbau zusammenhängenden Faktoren sind in einem Maße preisverteuernd geworden, daß wohl die Frage erlaubt ist, ob es tunlich ist, auf dem alten Wege weiterzugehen. Wir möchten das gegenwärtige Handeln nicht nationale Arbeitspolitik nennen, selbst wenn man das Wort „Arbeitsgemeinschaft“ dafür gefunden haben sollte. Denn das, was sich da abzuspielen beginnt, ist eine bedenkliche Nutzung der Konjunkturlage durch produzierende Schichten, die die Lasten auf die Schultern anderer, deren Lohnneinkommen z. B. wesentlich tiefer liegt, abwälzen können. Die produzierenden Schichten für den

Binnenmarkt sind daran, den Blick zu verlieren für volkswirtschaftliche Gesamtzusammenhänge und sich in eine gefährliche Gegnerschaft zu denselben Schichten hineinzumaneuvrieren, deren Betätigungsfeld der von vielen Schwankungen und Unregelmäßigkeiten abhängige Weltmarkt ist. Wenn eine Schicht ihr Sonderniveau über ihre natürliche Distanz zu den anderen Schichten hebt, dann zieht sie nicht die anderen nach, sondern drängt sie weiter herab. Das sind Gesetze der sozialen Entwicklung, die wir bedauern mögen, die aber ihre Wirkung ausüben. Und was von den Unternehmern auf der einen Seite gilt, das hat auch eine gewisse Gültigkeit für ein Sonderlohniveau auf der anderen Seite.

Eine nationale Arbeitspolitik bedarf eines Aufgeschlossenheits aller Teile. Sie allein für die Arbeiterschaft zu fordern, würde ein Wort mehr prägen, aber es nicht zur Tat werden lassen. Wir wünschen, daß das Unternehmertum, dessen bedeutsame Führer noch in letzter Zeit sich zu einer solchen Arbeitspolitik in ihren Reden bekannnten, in verstärktem Maße sich auch positiv dazu stellen würde. Grundlage dessen könnte natürlich nichts anderes sein als die innere Anerkennung der Gewerkschaftsbewegung als der Vertreterin der Arbeiterschaft. Die Spannungen zwischen Unternehmertum und Arbeiterschaft lagen zutiefst mit begründet in der äußeren Anerkennung und meistens inneren Nichtanerkennung der Gewerkschaften. Das hat sich im arbeitsrechtlichen Leben ebenso gezeigt wie in der Behandlung von Gewerkschaftlern im Betriebe. Eine nationale Arbeitspolitik, die die Interessen des Ganzen fördert, muß ferner basieren auf der Anerkennung der sozialpolitischen und rechtlichen Ertragschaften. Der Kampf, der vielfach gegen Arbeitslosenversicherung und Arbeitsrecht geführt wurde, war ein wenig ertragreicher Boden für eine solche Idee.

Wir wünschen positive Vorschläge, wie sich das Unternehmertum die Stärkung oder, besser, Steigerung der Kaufkraft der Arbeiterschaft denkt, wie es ihre Konsumbreiterung mit ermöglichen will, ob und wie man überhohe Kartellpreise (Steine, Zement, Markenartikel) herabzusetzen in der Lage ist, wie man die organisierte Unwirtschaftlichkeit der Bürokratie beschneiden helfen will, wie man das überspannte Händlertum unterbinden kann, um nur einige Fragen herauszugreifen. Geht das Unternehmertum ernstlich endlich auch an diese Fragen heran, dann dürfte kaum ein Zweifel bestehen, daß noch weiteren Teilen der deutschen Arbeiterschaft der Sinn für den Wert des nationalen Marktes und des Schutzes nationaler, in Not sich befindlicher Wirtschaftsgruppen immer mehr aufgehen würde.

G. W.



Polizist

Der Walzenmann

Soziale Ungerechtigkeiten und Sozialismus



Die Aufsätze in unserem Verbandsorgan und im „Deutschen“ über die Beamtenbürokratie und die Bevorzugung der Beamten haben ein starkes Echo und eine lebhafteste Zustimmung gefunden. Das allein ist ein Zeichen der starken Mißstimmung, die sich in breitesten Volksschichten gegen die Vorherrschaft höherer Beamtenkreise bemerkbar macht.

Man täusche sich über den steigenden Umfang dieser starken Mißstimmung nicht. Man sehe hinein in die Schichten der schwer um ihre Existenz ringenden Arbeiterschaft, Angestellten, Landwirte, Mittelständler usw. Wer nicht hören will, der sehe! Die Folgen der hohen und jetzt noch unheilvoll steigenden öffentlichen Lasten, Steuer- und Tariffsteigerungen, die nicht produktiven, sondern Verwaltungszwecken dienen, sind Verschärfung der schweren wirtschaftlichen Krise. Statt Elend und Not abzubauen, werden neue gezeichnet. Der in lebenslänglicher Stellung mit Pensionsanspruch stehende Beamte spürt diese Wirkung nicht. Arbeitslosigkeit, Kurzarbeit, Ausfälle durch Feiertage treffen ihn nicht. Im Falle einer Erkrankung erhält er sein volles Gehalt ein ganzes Jahr weiter und bezieht für sich und seine Familie bis in die höheren Besoldungsgruppen hinein noch umfangreiche Beamten-Koststandsbeihilfen für Arzt, Medizin, Krankenhaus, Bäder und sonstige Kuren. Von den anderen Vorzügen der Beamten soll an dieser Stelle nicht geredet werden.

In den Haushaltsplänen von Reich, Ländern, Provinzen, Gemeinden, Versicherungsträgern befinden sich von Jahr zu Jahr automatische Gehaltssteigerungen und dazu trotz größter Volksnot Anforderungen auf Schaffung neuer Stellen und Beförderungstellen. Im Gegensatz dazu will man die sozialen Einrichtungen für Arbeiter und Angestellte abbauen; die Gelder der Versicherungsträger — die hauer erarbeiteten Spargelder der Ärmsten des Volkes — will man noch zur Herstellung des „Finanzausgleichs“ beschlagnahmen.

Man hat dazu das schöne Schlagwort von der „gegenseitigen Hilfe der Versicherungsträger“ erfunden. In Wirklichkeit heißt dies: Neue Massenbelastung, Finanzreform auf Kosten der Ärmsten. Preußen stellt 12 Millionen Reichsmark Baudarlehnrückzahlungen aus der Hauszinssteuer in seine Finanzkassen ein, statt sie dem Wohnungsbau wieder zuzuführen. Der Anteil der Hauszinssteuer für Verwaltungszwecke ist wahrlich schon weit über Gebühr. Statt die Allgemeinverpflichtung des Reichs und der bessergestellten Bevölkerungskreise, auch der Beamten, zur Sanierung der Arbeitslosenversicherung als einer allgemeinen schweren Kriegsfolge anzuerkennen, erhöht man die Beiträge, baut die Leistungen ab und überantwortet große Teile von Versicherten dem Hunger und dem Bettelweg zum Wohlfahrtsamt. Wie sich letzteres vor allem in den armen, leistungsunfähigen ländlichen Arbeiterwohngemeinden auswirkt, davon könnte man umfangreiche Elendsbilder entrollen. Tüchtige Facharbeiter der Metallindustrie z. B., die infolge einer Berufskrise arbeitslos wurden, dann der Not gehorchend jede Gelegenheit annahmen, um ihr Leben zu fristen, fallen dafür jetzt unter den Begriff „Saisonarbeiter“ und gehen der Krisenfürsorge verlustig.

Mit Recht wurde auf die anormal unterschiedlichen Einkommensverhältnisse hingewiesen. Der Jahresdurchschnittsverdienst eines Arbeiters beträgt rund 1600 RM, eines Privatangestellten 2400 RM, eines öffentlichen Beamten 4000 RM. Im Kampfe gegen die „Rentensucht“ der Arbeiter ist die Feststellung interessant, daß an jährlicher Pension erhalten:

Pensionäre des Reiches	3930 RM durchschnittlich
Witwen der Reichsbeamten	2549 " "
Arbeiterinvaliden	420 " "

Diese Feststellungen haben mit „Beamtenfeindschaft“ nicht das geringste zu tun. Wir anerkennen eine gute Existenz und Stellung des Beamten. Entfernt diese sich aber allmählich himmelweit vom Leben und Einkommen der breiten werktätigen Volksschichten oder führt die Beamtenhebung zu einem verstärkten Druck nach unten, dann wird das Verhältnis ungesund und unsozial. Beamte mit einem Blick über sich selbst hinaus geben dies offen zu und sehen davon schwere Gefahren für das Beamtentum überhaupt. Wer dies rechtzeitig sieht und mutvoll ausspricht, dient den wirklichen Interessen der Beamten mehr als mit Verkleisterung oder unwahrem agitatorischen Getue. Vergesse man nicht: Das Wohl des einzelnen beruht im Wohle der Gesamtheit.

Daß es soweit kam, ist nicht zuletzt Schuld der Sozialisten. Der „Vorwärts“ verteidigt noch ein solches System. Die sozialistische Berliner Beamtenwirtschaft mit den hunderttausend Reichsmark Gehältern, den userlosen Aufwandsentschädigungen und Tantiemen braucht eine Verkleisterung. „Arbeiterpartei“, wohin bist du geraten?

Um über die wahre Stimmung in der sozialistischen Arbeiterschaft orientiert zu sein, empfehlen wir dem „Vorwärts“ mehr Tuschföhlung mit dem Leben, der Arbeit und dem Einkommen der Arbeiter. Der sozialdemokratische Arbeiter im Betrieb urteilt anders als der „Vorwärts“. Einen Vorgeschmack davon gab es schon auf dem letzten Parteitag der heftigen Sozialdemokratie, wo stürmisch gegen die Beamtenpolitik in der Sozialdemokratie Protest erhoben wurde.

Auch in den sozialistischen „freien“ Gewerkschaften besteht schon lange größtes Unbehagen über diese Entwicklung. Aus agitatorischer Rücksichtnahme auf die Partei hielt man sich aber zurück. An der Führung der Finanzwirtschaft und der Erkenntnisse ihrer Auswirkungen auf die Lage der Arbeiter kommt man aber nicht mehr vorbei. Das Organ des Deutschen Metallarbeiterverbandes, der größten sozialistischen Gewerkschaft, die „Metallarbeiter-Zeitung“, nahm kürzlich scharf zur Frage der Beamtengehälter Stellung.

Aus der bisherigen Haltung der Sozialdemokratie und ihrer Parteiorgane kann man leider den Freigewerkschaftlern keine besonderen Hoffnungen auf die Erfüllung ihrer Erwartungen machen. In der Sanierung der Reichsfinanzen und der Arbeitslosenversicherung hätte die Sozialdemokratie die Möglichkeit der Herbeiführung sozialer Ausgleichs. Hat sie den sozialen Mut, auch streng gegen sich selbst zu sein!

G. St.

Berufspolitische Beeinflussung des Arbeitsmarktes



Die heutige erschreckend große Arbeitslosigkeit läßt die Ausschau nach Möglichkeiten zur Milderung derselben intensiver werden. Sicherlich wird eine bessere Gestaltung der deutschen Wirtschaft nach der Kapital-, Produktions- und Absatzseite hin den Arbeitsmarkt am günstigsten beeinflussen. Dabei gibt es aber auch noch andere Möglichkeiten zu einer Entspannung der heutigen schwierigen Arbeitsmarktlage. Aus der Vielzahl solcher Mittel sei hier auf die berufspolitische Beeinflussung

des Arbeitsmarktes hingewiesen. Gewiß liegen schon beachtliche Bestrebungen der Berufsämter und anderer Stellen vor, die Berufswünsche der ins gewerbliche Leben eintretenden Schulentlassenen mit den Anforderungen des Arbeitsmarktes in Einklang zu bringen. Allgemein gesehen, geschieht das noch viel zu wenig, auch zu wenig systematisch und — zu spät. Infolgedessen finden wir gerade auf dem Lehrstellenmarkt eine starke Unausgeglichenheit zwischen Angebot und Nachfrage. Während ein starker Andrang zu den sogenannten „Modes-

berufen" zu verzeichnen ist, klagen andere Berufe über Nachwuchsmangel. In den Jahresberichten der Gewerbeaufsichtsbeamten werden als solche Modeberufe genannt: Autoschlosser, Elektrotechniker, Mechaniker, Tischler und besonders der Friseurberuf. Daneben ist an manchen Orten auch der Zudrang zu anderen Berufen stark. So sollen in Leipzig für das Buchdruckergewerbe doppelt so viele Bewerber sich gemeldet haben, als offene Stellen vorhanden waren, und diese seien Ende 1927 bereits für Ostern 1929 vergeben gewesen. In Dresden hinwiederum war der Zudrang zur Optik, zur Uhrmacherei und zum Bauhandwerk, in Regensburg und der Oberpfalz auch zum Schuhmacherhandwerk stark. Andere Berufe dagegen, wie der Klempner-, Gürtler-, Schmiede-, Formner-, Dreher- und vielfach auch der Schlosserberuf klagen über mehr oder weniger große Schwierigkeiten bei der Gewinnung von Lehrlingen.

Eine sehr interessante Uebersicht, welche das Mißverhältnis zwischen Lehrlingsangebot und nachfrage in den einzelnen Berufen verdeutlicht, brachte die Düsseldorf'er Berufsberatung für das Jahr 1928. Danach entfielen bei:

Formern	auf 102 Lehrstellen	6 Meldungen,
Fräsern	26 "	2 "
Soblern	41 "	4 "
Horizontalsoblern	37 "	1 "
Drehern	252 "	70 "
Maschinenschlossern	535 "	172 "
also in diesen Berufen auf 993 Lehrstellen 255 Meldungen, so daß also für insgesamt 738 offene Stellen kein Angebot vorlag. Andererseits aber entfielen bei:		

Kraftwagenschlossern	auf 45 Lehrstellen	140 Meldungen,
Mechanikern	46 "	110 "
Elektrikern	78 "	250 "
Schreibern	66 "	213 "
Bäckern	61 "	139 "
Konditoren	12 "	53 "
Schuhmachern	11 "	75 "
Friseuren	27 "	261 "
insgesamt auf 346 Lehrstellen 1239 Meldungen, so daß also in den letztgenannten Berufen ein Ueberangebot von 893 Lehrlingen vorlag. Ein solches Mißverhältnis bei einer einzigen Stelle!		

Aber auch anderswo sehen wir die Abneigung der Jugend gegen bestimmte Berufe. Im Münchener Instrumentenmachergewerbe hat der große Lehrlingsmangel zur Einstellung böhmischer Arbeiter geführt. In Thüringen soll im orthopädischen Gewerbe der Mangel an männlichen Lehrlingen so stark gewesen sein, daß eine Fabrik nur weibliche Lehrlinge einstellte.

Es ist ganz zweifellos, daß diese großen Spannungen zwischen Angebot und Nachfrage beim Berufsnachwuchs nicht ohne Rückwirkung auf den Arbeitsmarkt bleiben. Gewiß geschieht ja manches, um Berufswünsche und Aufnahmefähigkeit der Berufe in gewissen Einklang zu bringen. Vieles kann



Holzchnitt

Der Hetzer

aber noch gebessert werden, wenn das allgemeiner, systematischer und früher geschähe.

Das Ueberlaufen oder Meiden mancher Berufe kann sicher erfolgreich zu einem wesentlichen Teil eingedämmt werden durch geeignete frühzeitige Hinweise auf Berufsaussichten und Aufnahmefähigkeit der Berufe seitens der Schulen im letzten Schuljahre.

Auch die Berufsämter müßten in dieser Hinsicht viel mehr in der öffentlichen Belehrung tun.

Besonders wirksam könnten sie ihre Arbeit gestalten, wenn sie in der Frage der Berufsberatung innige Verbindung mit den örtlichen Organen der Gewerkschaften suchten und pflegten. Ob man das gern sieht oder nicht, die Gewerkschaften sind schließlich das Vertrauens- und darum auch das wirksamste Beeinflussungsorgan der Arbeiterschaft. Wenn sie von den Arbeitsnachweisen und den Berufsämtern dauernd in Kenntnis gehalten würden über Lehrlingsangebot und nachfrage in den einzelnen Berufen, dann würden viel mehr Berufswünsche ins richtige Bett geleitet werden können. Das würde nicht nur gute arbeitsmarktpolitische, sondern auch berufspolitische Wirkungen haben.

M. F.

Sozialistische Versprechungen und die Arbeiterschaft

Ein alter Vertrauensmann unseres Verbandes, jahrzehntelang schon Mitglied bei uns, 1895 bereits im sozialistischen Metallarbeiterverband, dessen Christentumsfeindlichkeit Grund seines Austrittes bei ihm und späteren Eintritts in unsern Verband war, gibt im Nachfolgenden eine treffliche Darlegung über Versprechen und Taten der Sozialisten. Unsere Kollegen mögen diesen Artikel gut durchlesen und ihre agitatorischen Konsequenzen daraus ziehen.

Als die älteste Generation von heute noch die Schulbank drückte, gellte schon der Ruf: „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!“ durch die deutschen Lande. Das fast 2000jährige Christentum wurde als ein Popanz für abgetan erklärt, weil es versagt habe. Der große Nazarener, der göttliche Stifter des Christentums, war nach der Lesart der Verkünder des neuen Evangeliums der erste Sozialdemokrat

gewesen. Den Armen sollte auch jetzt wieder, wie vor 1900 Jahren das Evangelium gepredigt werden. Nicht nur sollte der Arme als Mensch gleichberechtigt mit dem Reichen gelten, nein im Besitze der Macht gelangt, sollte der Arbeiter das Szepter im sozialistischen Staate führen. Anstatt des christlichen Gesetzes von „Recht und Gerechtigkeit“ wurde das „Recht des Stärkeren“ sanktioniert. Der Klassenkampf von oben sollte der Klassenkampf von unten entgegengesetzt werden. Ein Friede sollte so auf Erden für die Arbeiterschaft geschaffen werden, wogegen das „märchenhafte“ Friede den Menschen auf Bethlehems Fluren, gänzlich verblaffen sollte, und der es gestatte, den Himmel getrost den Engeln und Spahen zu überlassen.

Bis zum Ausbruch des Weltkrieges waren Abermillionen deutsche Arbeiter der Fahne des neuen „Arbeiterevangeliums“

ums" gefolgt. Da kam das erste Glas. Kriege würden, so hatten die Evangelisten verkündet, durch den internationalen Generalstreik unmöglich gemacht werden. Nun, dieses eine Mal hatte man noch, „im Drange der Geschäfte" natürlich, das Abblasen vergessen. Gott sei Dank, fantasierten die ganz gescheiterten Anhänger des Sozialismus, Kommunismus usw. Denn der verlorene Krieg und die nachfolgende Revolution gebaren ja erst die Stunde, wo der Prolet die Gewalt im Staate an sich zu reißen vermochte. Souverän war jetzt die Masse: „Alle Macht den Arbeiterräten", „Diktatur des Proletariats"! Trichter Prolet! Nein, so hatten es sich deine roten Evangelisten nicht gedacht. Verstummt war über Nacht die Fanfare: „Proletarier aller Länder", sondern „Interessengemeinschaft der Kopf- und Handarbeiter" war jetzt das Schlagwort. Kein Wort mehr von der Lohnarbeiterklasse, nicht mehr Arbeiterpartei, sondern „Arbeitnehmerpartei". „Beamte, Angestellte und Arbeiter, wahrteure Interessen", so schrien am lautesten die radikalen Führer der Kommunisten und die souveräne Masse plapperte es eifrig nach.

Der Erfolg der glorreichen Revolution! Nicht einmal Volksstaat mit der vollen Gleichberechtigung des Bruders Prolet, sondern ein Beamtenstaat wie in keinem Land der Welt. Warum? Der demokratische preußische Finanzminister Dr. Höpfer-Ashoff betonte kürzlich bei der Beamtendebatte im Preussischen Landtag: Die Klagen über Zurückdrängung des Berufsbeamtentums seien unberechtigt, im Gegenteil habe sich deren Lage verbessert. Vor dem Kriege seien nicht wie heute alle Fraktionen des Landtages, von ganz links bis ganz rechts, für das Berufsbeamtentum eingetreten. Diese Tatsache müsse doch notwendig auf die Regierung Einfluß haben. Er hätte allerdings hinzufügen können, daß zwar christliche Arbeiterabgeordnete allein die „Gerechtigkeit" besessen hätten, gegen die ungerechte Bevorzugung des Beamtentums Front zu machen, um so stärker wären die Parteien von ganz links, als „berufene" Vertreter des „Proletentums" für diese Bevorzugung eingetreten.

Der „Vorwärts", das führende Organ der sozialdemokratischen „Arbeiterpartei", von dazumal, bestätigt in einer Polemik gegen das „Berliner Tageblatt" im Streit um

den Wechsel im preussischen Kultusministerium diese Tatsache, indem sie die Demokraten belehrt, daß die Beamten und Angestellten immer mehr einsehen, daß ihre Interessen am besten in der Sozialdemokratischen Partei der Partei der „Arbeitnehmer" (auch der Herr Generaldirektor ist ja Arbeitnehmer! D. D.) gewahrt sei. Wie nett und prompt haben doch die Führer der Sozialdemokraten, daß ehemals so gern angeführte Zitat: „Wer Knecht ist, soll Knecht bleiben", zur Wahrheit werden lassen. Einer der wenigen maßgebenden nicht hebräischen Führer, August Bebel, hat mal vor langer, langer Zeit, als die Sozialdemokratie noch nicht so zahlenmäßig stark war, im Reichstage den Satz geprägt: „Die Dummen werden immer die große Masse bilden". Fast ist man versucht, August Bebel als Prophet zu feiern. Hat ein „roter Michel" den deutschen Michel enterbt? Jedoch, was man fast ein Jahrhundert den Köpfen einer blindgläubigen Gefolgschaft eingehämmert, wird kein Wunderdoktor über Nacht herausheilen. Aber! — „Schleicht sie auch, es naht die Sühne", . . . und! — „Menschen bau'n, die Türme sollen ein Jahrtausend überdauern! Doch der Rost zerfrisst das Eisen, und das Moos zernagt die Mauern. . . . Baut nur, — baut nur: — ob für morgen, — ob für länger! — — Ihr müßt warten!" (F. W. Weber, „Dreizehnlinden").

Wir zweifeln nicht daran, daß einmal der Tag kommt, wo die Arbeiterschaft das Wort des Gottmenschen: „Wer nicht mit mir sammelt, der zerstreut", am eigenen Körper so fühlbar wahrnehmen wird, daß auch der demagogischste Maulheld das Abbröckeln des sozialistischen Gebäudes nicht wird verhindern können. Treu nur sind sich die Sozialisten aller Schattierung geblieben in dem zähen Bestreben, den Gottesglauben aus den Herzen der deutschen Arbeiterschaft herauszureißen. Gelingen wird es ihr nicht. Gewerkschaftlich gesehen, liegt uns die Aufgabe ob, mit angespannten Kräften dahin zu streben, daß die Massen der Arbeiter nicht den roten Gewerkschaften, als der Vorschule der Sozialdemokratischen Partei, der Partei der „besseren" Arbeitnehmer, sondern den christlichen Gewerkschaften zustreben. Eine doppelte Kulturaufgabe. Wir verhindern dadurch das Zurücksinken der Arbeiterschaft in moderne Sklaverei, und — solange es starke christliche Gewerkschaften gibt, ragen auch noch die Kirchturmspitzen zum Himmel. P. St.

Betriebsstillegungen, Feierschichten und Arbeitslosigkeit



Am Anfang und zum Schluß eines jeden Jahres macht man hier besonders im engeren Ruhrgebiet des öfteren die Erfahrung, daß Betriebs- oder Abteilungsstillegungen, Feierschichten und Kurzarbeiten Platz greifen. So konnte man vor wenigen Tagen in der Dortmunder Presse lesen, daß das Eisen- und Stahlwerk Hoersch im Januar wieder 380 Mann gekündigt habe. Glücklicherweise sind es diesmal nicht 380, sondern nur 180 Mann. Von diesen konnten dann 40 Mann in anderen Abteilungen untergebracht werden. Auch trifft es nicht zu, daß in den Walzwerken 3 und 4 die dritte Schicht aufgehoben wurde, denn Walzwerk 4 hat bisher nur das Zweischichtensystem gehabt und die Leute mußten die tarifliche 9stündige Arbeitszeit verfahren.

Auch von der Dortmunder Union sind größere Entlassungen und Betriebseinschränkungen gemeldet. Feierschichten werden von fast allen Werken gemeldet. Interessant sind die Begründungen, welche für die Entlassungen und Feierschichten gegeben werden.

Eine Anzahl Werke müssen Feierschichten einlegen wegen Auftragsmangel, andere feiern wieder wegen Materialmangel, obwohl sie ihr Material von solchen Werken beziehen, die wegen Auftragsmangel Feierschichten einlegen und Entlassungen vornehmen.

Reparaturwerkstätten lassen ihre Leute feiern, mit der Begründung, es ist keine Arbeit da dabei wird dann festgestellt, daß die Arbeit, die in diesen Werkstätten für das eigene

Wert gemacht werden könnte und auch früher gemacht wurde, nach außerhalb vergeben wird. Sogar Leute in Maschinenbetrieben müssen Feierschichten machen, obwohl die Maschinen auch an den Feierschichttagen weiter laufen und von Vorgesetzten oft gegen jede Vorschrift mit bedient werden.

Beachtenswert ist, daß manche dieser Betriebe in der letzten Zeit Ueberstunden und Sonntagsarbeit in erschreckender Zahl leisten mußten und leider die Gewerbeaufsichtsämter hierzu noch die Genehmigung gegeben haben.

Es ist unverantwortlich, daß in einer Zeit, wo wir 2½ bis 3 Millionen Arbeitslose in Deutschland haben, so etwas möglich ist. Hier fände der Reichsarbeitsminister Dr. Wissell eine dankenswerte Aufgabe, indem er ein scharfes Verbot gegen Ueberstunden und Sonntagsarbeit durchsetzte, welches nur die Erlaubnis für wichtige Reparaturen und durchgehende Betriebe entsprechend gefaßt, zuläßt. Und vor allem muß er auch die gesetzliche 48-Stunden-Woche einführen. Wenn auch die Arbeitslosigkeit nicht völlig zu beseitigen ist, so wäre doch gewaltig vieles gebessert und vielen Familien wäre geholfen.

Durch die heutige Methode wird die Arbeiterschaft zu den verzweifelnsten Maßnahmen geradezu getrieben.

Die Industrie greift nach Lohnaufbesserungen oder Steuererhöhungen zur Rationalisierung, Entlassung und Feierschichten. Reich, Staat und Kommune versuchen durch erhöhte Steuern der schlechten Finanzsituation Herr zu werden, wo es nicht gelingt, versucht man die Bautätigkeit einzustellen oder die Wohlfahrtsunterstützungen abzubauen. So

wurde kurz vor Weihnachten 1929 bekanntgegeben, daß das Reich zwar für Preußen für 1929 zunächst ein Reichskontingent für die allgemeine wertschaffende Arbeitslosenfürsorge in Höhe von rund 55 Millionen Reichsmark festgesetzt habe, daß aber der Reichsarbeitsminister mit Rücksicht auf die Finanzlage des Reiches gezwungen gewesen sei, dieses Kontingent für Preußen auf rund 36 Millionen Reichsmark herabzusetzen.

So wie es hier in Reich und Staat gemacht wird, versucht man es auch in den Kommunen, man gibt kein verbilligtes

Baugeld mehr heraus und versucht die Unterstützungen für die Wohlfahrtsempfänger herabzusetzen.

Es ist daher eine bedeutungsvolle staats- und wirtschaftspolitische Aufgabe für die Industrie, das Reich, den Staat und die Kommunen nach anderen Mitteln zu suchen, um der schlechten Finanzlage Herr zu werden.

Gegen die seelige Methode werden und müssen sich die christlichen Gewerkschaften, wie auch die gesamte christlich-nationale Arbeiterschaft mit aller Entschiedenheit wenden.

H. Haase.

Arbeitslosigkeit, das Ergebnis einseitiger Wirtschaftsbildung

Der Schriftleiter der Zeitschrift „Wirtschaft und Kolonien“, Herr Hofer, sendet uns zu den Ausführungen unseres Verbandsorgans zur Frage der Arbeitslosigkeit einen Beitrag, der wertvolle Fingerzeige enthält. Wenn wir auch nicht mit allen Einzelheiten konform gehen, so bietet der Aufsatz eine ganze Reihe dankenswerter Anregungen. Die Red.



In dem Aufsatz „Arbeitslosigkeit als Weltproblem und Preisfragen“ in Nummer 8/1930 dieser Zeitschrift führte der Verfasser G. W. aus, daß die Frage der Arbeitslosigkeit international anzufassen sei, wobei die Frage internationaler Gerechtigkeit ebenso eine Bedingung zur Lösung sei, wie die internationale Regelung der Sozialpolitik. Diese Erkenntnis ist zu begrüßen und wäre wert, allgemein in Deutschland beachtet zu werden. Eine Klarlegung der hierfür gegebenen Möglichkeiten würde die innerpolitischen Maßnahmen, die zur Behebung der Arbeitslosigkeit notwendig sind, nicht behindern, sondern beleben, da man ja vielfach notwendige Schritte nicht unternimmt, weil ihre Wirksamkeit nicht einleuchtend genug erscheint. Dieselbe unsachliche Politik der Vorurteile und kleinsten Interessen, die innere Maßnahmen erschweren, macht sich in weltpolitischen und weltwirtschaftlichen Dingen noch weit mehr breit. Das Weltbild, das in Deutschland von vielen Seiten aufgestellt wird, fördert diese Quertreibereien, weil es auf Unkenntnis der tatsächlichen Dinge, oder unter reichlicher Verwertung von moskowitischen Schlagworten und sozialistisch-pazifistischen Ideologien aufgebaut ist. Unterstützt wird die Unkenntnis auch durch die deutsche volkswirtschaftliche Wissenschaft, die noch vielfach auf liberal-manchesterlichen Gedankengängen beruht, anstatt ihre Untersuchungen auf Lebens- und Seelenkunde zu bauen.

In einem kürzlich in „Wirtschaft und Kolonien“ erschienenen Aufsatz legt der Geheime Baurat Schubert (Berlin) dar, daß wir durch den Verlust unserer ehemaligen Kolonien etwa 212 000 Arbeitslose zu verzeichnen haben, festgestellt nach dem wirtschaftlichen Stand von 1913. Ähnliche Beweisführungen hatten der „Vorwärts“ bereits 1907 und der damalige Kolonialminister Dernburg 1908 aufgestellt. Inzwischen sind weitere 17 Jahre verstrichen, die zwar unseren Kolonien nicht dieselbe Entwicklung brachten wie vor dem Kriege, aber innerlich noch einen Zuwachs von fast 100%. Die Entwicklung stieg im gleichen Verhältnis wie die Zunahme der weißen Bevölkerung bzw. fiel und stieg wieder nach dem Kriege, nachdem die Deutschen vertrieben wurden oder blieben bzw. wieder einwandern konnten. Für bestimmte Spezialisten von „Statistikern“ beweist das gar nichts; für vorurteilslose Beobachter war das aber doch bemerkenswert, so daß folgende Schlüsse gezogen werden konnten:

1. Der Lebensstandard eines Volkes wird stark beeinflusst durch die Höhe und Ausgeglichenheit seines Außenhandels bzw. durch die Ueberschüsse des Exports und der auswärtigen Kapitalanlagen. Insofern hat der expansive Kapitalismus auch den Arbeitnehmern des Heimatstaates Vorteile verschafft. Letzteres wird bewiesen durch die Skala der Lebensbedingungen, an deren erster Stelle Amerika, an zweiter England steht. Auch bei landwirtschaftlichen Exportstaaten trifft das zu, wie zum Beispiel Australien, Brasilien u. a. beweisen. Auch der Lebensstandard Deutschlands ist gestiegen, trotzdem es durch Krieg, Inflation und Reparationen stark zur Ader gelassen wurde.

(Um unliebsamen Auslegern zuvorzukommen: Dieser Lebensstandard beruht nicht auf einer zwar stark entwickelten, aber leider passiven Handelsbilanz, sondern wird durch die großen Auslandskredite aufrechterhalten, die wir nur wegen unserer expansiven Wirtschaftskraft bekommen. Das Aufhören der Kredite muß deshalb sofort sinkenden Reallohn bewirken, solange die Handelsbilanz passiv ist.)

2. Der Außenhandel ist neben der Qualität der Waren abhängig von den Zellen, die ein Volk in der übrigen Welt einzusetzen hat. Der Außenhandel Englands ist z. B. bei einer um ein Drittel geringeren Bevölkerung fast noch einmal so hoch wie der Deutschlands, weil es Kolonien und Dominien hat, in denen Engländer für England wirken. Das Beispiel Vereinigte Staaten von Nordamerika kann nur bei Ignoranten das Gegenteil beweisen, denn es hat Rohstoffe, einen tropischen Süden mit typischer kolonialer Wirtschaft und Menschen so viel wie England und Deutschland zusammen. Durch die Kriegsgewinne hat es einen gewaltigen Kapitalüberschuß, den es ganz nach kolonialen Methoden zum großen Teil in den Kolonialstaaten Mittel- und Südamerikas anlegt. Deutschland hat seinen schnellen Wiederaufbau nach dem Kriege seinen Volksgenossen im Auslande zu verdanken, die ihm bei der Wiederherstellung der Handelsbeziehungen zur Hand gingen. Ganz klar wird das bewiesen durch die Vorgänge in Asien und Afrika, wo die meisten Deutschen im Kriege vertrieben wurden und noch Jahre nach dem Kriege an der Niederlassung behindert waren, ja z. B. in den französischen Kolonien noch



Holzschmitt

Der Mann am Hochofen

Achtung!

Die Betriebsratswahl kommt näher!

Sind die Vorschlagslisten in allen Betrieben eingereicht? Sind auch die Wahlen der Betriebsobmänner im Handwerk und in Kleinbetrieben organisiert? Ist der Werbeplan auf der ganzen Linie klar?

Freunde ans Werk! Setzt alle Kräfte ein, jeder Kollege, jede Kollegin muß aufgebeten werden zur Werbung für unsere Vorschlagslisten. Gute Betriebsratswahlen und gute Organisation schaffen gute Betriebsverhältnisse. Deshalb:

Mit Volldampf an die Aufklärungsarbeit!

heute von der Ansiedlung ausgeschlossen sind. Wir haben in diesen beiden Kontinenten den Vorkriegsstand immer noch nicht erreicht, mit Ausnahme Südwest- und Südafrikas, also der Gebiete, in denen eine große Anzahl Reichsdeutscher bleiben durften. Als ein besonderer Vorzug der Deutschen hat sich, wie auch vor dem Kriege, ihr Einfühlen in fremde Kulturen und Sprachen erwiesen.

3. Die Stetigkeit des Außenhandels und die Vermeidung großer Krisen erfordert die Ergänzung der Industriewarenausfuhr durch Beteiligung an der Rohstoffproduktion, besonders am Anbau der großen landwirtschaftlichen Massenprodukte, wie Wolle, Baumwolle, Kautschuk, Ölfrüchte. Ernteschwankungen und Spekulationsmanöver rufen bei der Industrie sofort Krisen hervor, und zwar um so schneller und stärker, je mehr die Rationalisierung fortschreitet. Da im Wettkampf der Industrie- und Rohstoffländer die Industriegebiete den kürzeren ziehen werden, weil sie intensiv mit großer Zinsbelastung arbeiten, die Rohstoffländer aber extensiv und mit geringer Menschenzahl, so erfordert die Klugheit, besonders für das industrielle, rohstoffarme, nicht mit Tropengebieten gesegnete Europa einen Ausgleich am Risiko dadurch, daß es auch Rohstoffgebiete mit seinen eigenen Leuten erschließt. Dafür gibt es zwei Möglichkeiten: die Siedlung in fremden Staaten, wobei man durch Aufrechterhaltung der kulturellen Verbindungen auch die wirtschaftlichen fördert; dieser Weg hat aber die Gefahr, daß jeder Staat die Tendenz hat, seine Bevölkerung allmählich zu einer eigenen Kultur zusammenzuschweißen, bzw. staatliche Machtwünsche über kulturelle zu setzen. Der zweite Weg besteht in der Erschließung eigener Gebiete unter eigener Währungshoheit, also das, was man heute Kolonie nennt. Mag da auch manchen ein Schauer der Entrüstung durchbeben, so ist doch zu sagen, daß dieser Weg der bessere ist, da er einen Teil der Rohstoffversorgung aus dem Verkehr in fremden Besitz herausnimmt und damit auch den Zwang zur industriellen Ausfuhr vermindert. Der Weg ist auch heute noch möglich, da immer noch große Ländergebiete unerschlossen und brach liegen. So sind z. B. in Afrika, das dreimal so groß wie Europa ist, aber nur den vierten Teil seiner Bevölkerung hat, noch vier Fünftel des ganzen Landgebietes unbebaut und ungenutzt. Der ganze Kontinent ist im Besitz europäischer Staaten; die Regerverölkerung von etwa 100 Millionen hat noch keine staatenbildende Kultur und ist zudem im natürlichen Vorkommen nur auf etwa die Hälfte Afrikas verteilt. Asien scheidet aus dieser Betrachtung aus, da es außer Sibirien und der Mongolei keine unbefiedelten Gebiete, aber eine große und kulturfähige Bevölkerung hat, die diese Landreserven selbst braucht. Amerika kommt für den ersten, aber nicht für den zweiten Weg in Betracht, da es politisch bereits soweit in Staaten erstarrt ist, daß eine Besetzung nicht in Frage kommt.

4. Die Entwicklung von eigenen Rohstoffgebieten setzt voraus, daß diese Gebiete in

gleichem Maße, wie ihre Produktion steigt, die Industriewarenausfuhr des Mutterlandes aufnehmen. Das ist aber nur möglich, wenn diese Gebiete besiedelt werden durch eine zahlenmäßig starke Bauernschaft. Der Großbetrieb hat vielleicht die gleiche Produktionskraft wie eine Anzahl Kleinbetriebe, er hat aber niemals die gleiche Konsumfähigkeit. Da er zudem eine abhängige und beschlossene Arbeiterschaft bedingt, bringt er in bisher primitive Gebiete die sozialen Unterschiede in schärfster Form. Besonders in den Tropen muß er dabei auf die Eingeborenen rechnen, die er in kürzester Zeit in ein kulturloses und armes Proletariat umwandelt. Wo aber in den Tropengegenden Eingeborene wohnen, sind diese leicht für selbständige landwirtschaftliche Arbeiten anzulernen und damit schneller und wirkungsvoller in die Weltwirtschaft einzureihen. Als besitzende Bauern haben sie natürlich auch eine viel größere Konsumkraft wie als schlecht bezahlte Arbeiter, ganz abgesehen davon, um wieviel friedlicher und freundschaftlicher für uns sich dadurch der Aufstieg der Farbigen vollziehen wird. Neben dieser landwirtschaftlichen Erschließung kann lediglich die gewerbliche Entwicklung der Neuländer gefördert werden. Die Industrialisierung darf bei einer gesunden Kolonisierung der Neuländer erst allmählich durchgeführt werden, wenn als Voraussetzung dazu entweder der Boden soweit aufgeteilt ist, daß die Landwirtschaft ihren Bevölkerungszuwachs nicht mehr durch Neuanlage oder Teilung von Wirtschaften unterbringen kann, oder die Einwanderung von landwirtschaftlich nicht verwendbaren Industriearbeitern das notwendig macht, was in dem für jeden Gewerkschaftler wichtigen Buche Rudolf Böhmers: „Das Erbe der Enterbten“ mit seltener Klarheit dargelegt ist.

Zusammengefaßt kann also die Arbeitslosigkeit auch international nur beseitigt werden, wenn durch gerechtere Verteilung der tropischen und subtropischen Rohstoffgebiete der Wettstreit zwischen Rohstoff- und Industrieländern beseitigt, wenn die einzelnen Nationen wieder natürliche autarke, d. h. in sich selbst lebensfähige Volkswirtschaften bilden können, und wenn weiter die Ueberindustrialisierung des Krieges und der Nachkriegszeit verlangsamt und durch verstärkte landwirtschaftliche Entwicklung wieder ausgeglichen wird.

Unter einem von diesen drei Kennern ist jede Arbeitslosigkeit zu erklären. Für Deutschland ergeben sich daraus drei wesentliche Forderungen, deren Nichtbeachtung alle Versuche zur Beseitigung der Arbeitslosigkeit scheitern lassen wird.

1. Beseitigung des deutschen Raumanges und Beteiligung Deutschlands an der Erschließung von tropischen Rohstoffgebieten unter eigener Währungshoheit. Ohne große politische Machtmittel ist das möglich durch Mandatsübertragung der früheren deutschen Kolonien in Afrika an Deutschland, was bis jetzt nicht in den ehemaligen Feindländern, sondern in Deutschland abgelehnt wird.

2. Pflege des Exports und des gesamten Außenhandels durch vermehrte und besser organisierte Heranziehung des Auslandsdeutschtums und Neuanlage von Niederlassungen. Ausbildung und Zusammenfassung der ins Ausland gehenden Kaufleute und Techniker zur Wahrnehmung der deutschen Interessen.

3. Vermehrte landwirtschaftliche Siedlung durch Kleinsiedlungen für die industrielle Arbeiterschaft, die Krisen leichter überwinden läßt und durch Bauernstellen, die eine weitaus bessere Ausnutzung der Gebiete des Großgrundbesitzes verbürgen. Durchführung dieser Maßnahmen auch in den Ueberseeländern durch eigene planmäßige Wanderungspolitik und Eintreten dafür in allen internationalen Instanzen.

Ein Werbefeldzug dieser Art würde nicht nur die innerpolitischen Forderungen unterstützen, sondern auch der deutschen Arbeitnehmerschaft wieder größeren Mut und stärkeres Selbstvertrauen geben, welche leider vielen verloren gingen, aber nicht ohne Berechtigung, angesichts des planlosen Treibenlassens der vergangenen Jahre.

Hoser,

Verbandsgebiet

Aue (Erzgebirge). Unsere Generalversammlung war stark besucht. Kollege Weißflog begrüßte neben dem 2. Verbandsvorsitzenden, Kollegen Karl Schmitz und den erschienenen Mitgliedern, verschiedene Ehrengäste darunter die Vertreter der Geistlichkeit beider Konfessionen. Aus dem schriftlich vorliegenden und mündlich erläuterten Jahresbericht konnte eine günstige Entwicklung unserer Verwaltungsstelle festgestellt werden. Die Mitgliederzahl und die Einnahmen sind wesentlich gestiegen. Die Tätigkeit auf dem Gebiete der Interessenvertretung war sehr erfolgreich, namentlich auch auf dem Gebiete des erteilten Rechtsschutzes. Konnten doch allein auf diese Weise den Mitgliedern 1050 RM erstritten werden. Die Bildungsarbeit wurde sehr ernst genommen. Neben Vorträgen in den Versammlungen wurden mehrere Mitglieder zu Unterrichtsfürsorge entsandt. Das Versammlungsleben war lebhaft, wenn auch zum Teil der Besuch zu wünschen übrig ließ. Gute Erfahrungen wurden auch in diesem Jahre wieder gemacht mit Wanderversammlungen. Durch Bearbeitung der Tagespresse wurde die Öffentlichkeit häufig auf uns aufmerksam gemacht, desgleichen durch Vorträge in uns nahestehenden Vereinen. Dem Geschäftsführer wurde einstimmig Entlastung erteilt, desgleichen erfolgte die Wiederwahl der bisherigen Ortsverwaltungsmitglieder ebenfalls einstimmig; ein Zeichen guter Beziehungen zwischen Mitgliedschaft und Führung. Den Höhepunkt der Versammlung bildete der ausgezeichnete Vortrag des Kollegen Schmitz über die wirtschaftliche Lage und die Aufgaben der Arbeiterschaft. Unter starkem Beifall der Versammlung hat uns Kollege Schmitz einen Blick in die zwar ernste, aber nicht hoffnungslose wirtschaftliche Lage gegeben. Wenn wir nicht Proletarier sind, sondern Menschen mit aufrechtem Sinn und geschlossenen in der Organisation, dann könne es auch um die zukünftige Lage der Arbeiterschaft nicht schlecht bestellt sein. Zur Beseitigung der riesigen Arbeitslosigkeit machte Kollege Schmitz den Vorschlag einer Heranziehung aller Festbesoldeten zu den Ausgaben der Arbeitslosigkeit, die als eine Folge des Krieges von allen Ständen mitgetragen werden müsse. Die auf diese Weise zusammenströmenden Gelder müßten ausschließlich für Arbeitsbeschaffung verwendet werden. Mit einem begeisterten dreifachen Hoch auf den Verband und seine Führung wurde die Versammlung geschlossen. In einer gemütlichen Nachsitzung hatte Kollege Schmitz Gelegenheit, sich von der geistigen Regsamkeit unserer Mitgliedschaft zu überzeugen.

Und nun Kollegen und Kolleginnen! Jetzt gilt es, das dem Kollegen Schmitz gegebene Versprechen in die Tat umzusetzen und mit Einsetzung aller Kraft an die Werbearbeit zu gehen. Wllg.

Burbach. Zu einer imposanten Kundgebung unseres Christlichen Metallarbeiterverbandes wurde die Familienfeier unserer Ortsgruppe. Schon lange vor Beginn der Veranstaltung war das Lokal Pöhl bis auf den letzten Platz besetzt. Mit einem schneidigen Eröffnungsmarsch und einem sinnreichen Prolog, vorgetragen von der Tochter eines Mitgliedes, Fräulein Beck, wurde die Feier eingeleitet. Der Vorsitzende Kollege Sabell begrüßte die erschienenen Verbandsangehörigen, ganz besonders die Frauen, und dankte ihnen für ihre Treue und ihren Opferinn.

Auch eine Reihe Ehrengäste konnte der Vorsitzende begrüßen, unter ihnen die Vertreter der katholischen Kirchengemeinden, die hochw. Herren Schellenbach und Maas. Der Vertreter der evangelischen Kirchengemeinde, Herr Superintendent Dr. Kolt, war leider durch Krankheit verhindert und über sandte in einem herzlich gehaltenen Schreiben der Ortsgruppe zu ihrer Feier die innigsten Glück- und Segenswünsche. Der Jugendführer Kollege Josef Schach sprach ein Gedicht „Der christliche Metallarbeiter“, welches bei allen Festteilnehmern großen Eindruck hervorrief. Auch das Gedicht „Wir wissen, daß wir Menschen sind“, von Fräulein Molz, vorgetragen, wurde von allen Anwesenden mit Begeisterung aufgenommen.

Die Festrede hielt der Geschäftsführer der Ortsverwaltung, Kollege Steinacker, über die wichtigsten Fragen unserer Tage. Großer Beifall lohnte die Ausführungen des Kollegen Steinacker.

Anschließend dankten die beiden geistlichen Herren für die freundliche Einladung und sprachen die Hoffnung aus, daß alle christlichen Metallarbeiter gleich welcher Konfession sie angehören, den Weg zum Christlichen Metallarbeiterverband finden mögen und daß einem modernen Heidentum im Staats- und Wirtschaftsleben das den Arbeiter zum Sklaven herabwürdigt eine starke christliche Gewerkschaftsbewegung entgegengekehrt werden muß. Auch diese Ausführungen fanden spontanen Beifall. Die Theaterabteilung unter der vortrefflichen Leitung des Herrn Schulz, wurde vom Evangelischen Arbeiterverein Burbach gestellt. Sie hat prächtige Leistungen vollbracht und es kam der Wunsch zum Ausdruck, die Ortsgruppe noch öfter mit ihren Theateraufführungen zu beehren. Der Vorsitzende Kollege Sabell dankte nochmals allen Kollegen, Damen und Herren die zur Verschönerung des Abends beigetragen haben und schloß gegen 12 Uhr mit einem Hoch auf den Christlichen Metallarbeiterverband und seinen erprobten Führer Kollegen Franz Wiewer die eindrucksvolle Feier. Die Burbacher Kollegen können stolz sein auf das Gelingen ihrer Feier. Möge der Tag nicht mehr fern sein, wo alle christlichen Metallarbeiter in Burbach sich zusammensind in einem starken Christlichen Metallarbeiterverband!

Habehtz.

Frankfurt a. M. Unsere Jahresgeneralversammlung war gut besucht. Den Geschäftsbericht erstattete Kollege Reudel, der die einzelnen wichtigen Fragen beleuchtete. Die Mitgliederentwicklung kann als gut bezeichnet werden, steht jedoch hinter der Entwicklung von 1928 zurück. Aus dem zahlenmäßig vorgetragenen Kassenbericht wird die Aufwärtsentwicklung ebenfalls bestätigt. Es muß jedoch eine bessere Einstufung der Mitglieder in die zuständige Beitragsklasse erfolgen. In einer Ortsgruppe beträgt 3 B die Beitragsleistung der ersten Klasse 70% in einer anderen Ortsgruppe dagegen nur 16%. Am Schluß seiner Ausführungen beschäftigte sich der Berichterstatter mit den kommenden gewerkschaftlichen Aufgaben, die nur zugunsten der Arbeiterschaft bewältigt werden können, wenn alle Kräfte in der Organisation zusammengefaßt und eingesetzt

Harte Zeiten

Charles Dickens.

XXV.

„Ah, der Bengel ist also das einzige Wesen, aus dem Sie sich etwas macht,“ sagte sich der Gast.

Der Bengel wurde vorgestellt und nahm seinen Platz am Tische ein. Die Benennung war nicht schmeichelhaft, aber treffend.

„Als ich in Ihrem Alter war, Tom, mußte ich pünktlich bei Tisch erscheinen oder kriegte nichts zu essen,“ bemerkte Mr. Bounderby.

„Als Sie in meinem Alter waren, hatten Sie keine falsche Bilanz richtigzustellen und sich hernach zu Tisch anzuziehen,“ entgegnete Tom.

„Lassen wir das jetzt,“ sagte Bounderby.

„Nun, wenn Sie es nicht hören wollen, so binden Sie nicht mit mir an,“ brummte Tom.

„Ihres Bruders Gesicht kommt mir bekannt vor, Frau Bounderby,“ sagte Mr. Sarthouise dem kein Wort dieses halb laut geführten Gespräches entgangen war. „Kann ich ihm vielleicht im Auslande begegnet sein — oder an einer unserer Hochschulen?“

„Nein,“ entgegnete sie lebhaft. „er ist noch nie im Auslande gewesen und hat seine Erziehung zu Hause empfangen. Lieber Tom, ich sage Mr. Sarthouise soeben, daß er dich nicht im Auslande getroffen haben kann.“

„Hätte nicht das Glück,“ entgegnete Tom.

Es war wenig genug an ihm, was ihr Ursache zu der Liebe gegeben hätte, die ihr Geschick erhellt, denn er war ein mürrischer Bursche und sogar gegen sie unfreundlich. Wie groß mußte die Einsamkeit ihres Lebens gewesen sein und wie groß das Verlangen dies Herz an jemand zu hängen. „Und der Bengel ist das einzige Geschöpf, das Sie je lieb gehabt hat,“ sagte sich James Sarthouise, während er wieder darüber nachdachte.

Der Bengel schaute sich weder in Gegenwart seiner Schwester, noch nachdem sie das Zimmer verlassen hatte, seiner Verachtung gegen Mr. Bounderby Ausdruck zu geben, so oft dies durch Blicke und Grimassen hinter dem Rücken dieses unabhängigen Mannes geschehen konnte. Ohne auf die telegraphische Zeichensprache einzugehen, ermunterte Mr. Sart-

thouise ihn doch im Laufe des Abends zur Annäherung und trug so großes Wohlgefallen an ihm zur Schau, daß, als er schließlich aufbrach, um nach seinem Hotel zurückzukehren und etwas zweifelhaft war, ob er im Dunkeln den Weg finden würde, Tom sich bereitwillig zum Führer anbot und ihn heimleitete.

Tom

Es mochte ziemlich merkwürdig sein, daß der junge Mann, den man unter einem fortgesetzten System natürlicher Beschränkung erzogen hatte, ein Heuchler sein sollte — aber es war so. Es erschien auch gewiß sehr seltsam, daß der junge Mann, den man niemals fünf Minuten nacheinander seinem eigenen Willen überlassen unfähig sein könnte, sich selbst zu leiten und zu regieren — dennoch war es bei Tom der Fall. Es mochte ferner ganz unnatürlich erscheinen, daß der junge Mann, dessen Phantasie erbrockelt worden war, als er noch in der Wiege lag, dennoch von ihrem Gespenst in Gestalt grober Sinnlichkeit heimgesucht wurde — aber Tom war ohne Zweifel ein solcher unnatürlicher Mensch.

„Rauchen Sie?“ fragte Mr. James Sarthouise, als sie am Hotel angekommen waren.

„Natürlich!“ entgegnete Tom.

Mr. Sarthouise konnte nun nicht anders, als ihn bitten, mit einzutreten, und Tom konnte nicht anders, als der Einladung Folge zu leisten — und mit Hilfe eines kühnen, dem Wetter angemessenen Getränkes, das aber weniger schwach als kühl war und mit Hilfe einer besonderen Art von Zigarren, die man hier in der Gegend nicht kaufen konnte, lag Tom bald in sehr gemütlicher, heiterer Stimmung in einer Sophaecke und war mehr als je geneigt, seinen neuen Freund, der in der andern Ecke saß, zu bewundern.

Nachdem Tom eine Weile geschmaucht hatte, blies er den Rauch seiner Zigarre zur Seite und blickte Tom prüfend an.

„Er scheint sich mit seinem Anzug gar keine Mühe zu geben und auch kaum acht darauf zu haben, und wie elegant er dennoch aussieht!“ sagte er zu sich selbst. „Welche vornehme Art er hat!“

Mr. James Sarthouise fing den Blick auf, bemerkte, daß Tom nicht trank und füllte das Glas mit seiner eigenen müden Hand.

werden. Bezirksleiter Kollege Wesp behandelte sodann, anknüpfend an den Geschäftsbericht, wichtige Fragen der Gegenwart, besonders Arbeitslosenfrage und Lohnfrage. In der nachfolgenden Diskussion beschäftigten sich die Redner vorwiegend mit der gegenwärtigen Lage der Arbeiterschaft, insbesondere mit der Sozialgesetzgebung und der gegenwärtigen Arbeitslosigkeit. Ebenfalls versprachen die Vertreter der einzelnen Ortsgruppen für die Beseitigung der gerügten Mängel einzutreten. Eine gute Zusammenarbeit zwischen christlichen Gewerkschaften und konfessionellen Vereinen soll auch in Zukunft Platz greifen. Kollege Stork vom Bezirk Soltau beschloß die Diskussion indem er im Auftrage der Versammlung dem Geschäftsführer für seine Tätigkeit Anerkennung und Dank zollte. Bei der nun folgenden Vorstandswahl wurden für die im Laufe des Jahres ausgeschiedenen Kollegen drei neue Vorstandsmitglieder gewählt. Es sind dies die Kollegen Mehrbach, Meuer und Muthig. Die Generalversammlung die von allen Ortsgruppen entsprechend ihren Mitgliederzahl von Vertretern besetzt war, wurde sodann mit einem dreifachen Loch auf den Christlichen Metallarbeiterverband geschlossen.

K Neudeck.

Köln-Södenberg. Der schon geschmückte, vollbesetzte Saal legte Zeugnis von dem Geiste der Mitglieder ab, welche sich mit ihren Familien zur Jahresgeneralversammlung mit anschließender Jubilarehrung einfanden. Der vom ersten Vorsitzenden vorgetragene Geschäftsbericht zeugte von Arbeit und Vorwärtstreben der Ortsgruppe. Von 92 Kollegen am Anfang des verfloffenen Jahres, konnte die Mitgliederzahl am Schlusse des Berichtsjahres durch intensive Tätigkeit auf 115 Mitglieder gebracht werden, von denen erfreulicherweise der größte Teil in der ersten Beitragsklasse zählt. Der Kassierer Kollege Peter Hilger erstattete den Kassensbericht. Dieser ergab trotz des Krisenjahres ein noch recht erfreuliches Bild. Kollege Klauke dankte in warmen Worten Vorstand und Vertrauensleuten für geleistete Arbeit und hob besonders die klare, übersichtliche Geschäftsführung hervor. Bei der nun vorgenommenen Vorstandswahl wurde der alte Vorstand wiedergewählt. Den zweiten Teil des Festabends bildete die Ehrung der vier Jubilare der Ortsgruppe, der Kollegen Heinrich Schütz, Karl Ludwig Kaspar Rau und Peter Hilger. Nach einem schön gesprochenen Prolog von Fräulein Schneppenhiesen ergriff Kollege Klauke das Wort. Er dankte den Jubilaren für ihre gewerkschaftliche Treue und erwähnte in längeren Ausführungen die schwierigen Verhältnisse gewerkschaftlicher Arbeit vor 25 Jahren. Er übermittelte ihnen sodann die Glückwünsche der Ortsverwaltung Köln sowie die Glückwünsche des Verbandsvorsitzenden Franz Wieder, welcher den Jubilaren die Ehrenurkunde und Silbernadel überreichte hatte. Nach einem gut gelungenen Liedervortrag von Mitgliedern des hiesigen Kirchenchores sowie eines Gedichtes an die Jubilare, nahm der erste Vorsitzende Kollege Hoffmann das Wort, um den Jubilaren im Namen der Ortsgruppe zu gratulieren; er übergab jedem die Ehrenurkunde und heftete ihnen die Silbernadel an die Brust. Auch den Frauen der Jubilare dankte er und überreichte jeder ein Blumenangebinde. Zu erwähnen wären noch die Worte der Anerkennung des Kollegen Hilger für den ersten Vorsitzenden Kollegen Hoffmann. Dieser mußte an erster Stelle gratuliert werden, da Kollege Hoffmann weit über 25 Jahre dem Verbands als eifriger Förderer und Mitarbeiter angehört und sich besonders in unserer Ortsgruppe verdient gemacht habe. Ihm gebühre an erster Stelle der Dank der Ortsgruppe. Der nun folgende Teil wechselte mit Musik und Liedervorträgen sowie humoristischen Einlagen in bunter Reihenfolge ab.

worauf noch ein kleines Tänzen folgte, welches die schon verlaufene Feier beschloß. Zum Schlusse dankte Kollege Hoffmann allen Mitwirkenden, welche zum guten Gelingen des Festabends beigetragen haben. Er bat die Mitglieder, auch in Zukunft tüchtig mitzuarbeiten zum Wohle unseres Verbandes und der gesamten Arbeiterschaft. Emil Kappel.

Mülheim (Ruhr). Der Schulungskursus des christlichen Gewerkschaftskartells Mülheim ist beendet. Um es vorwegzunehmen, es war ein voller Erfolg. Begonnen wurde am Montag, dem 18. November 1929 und beendet, da zu den acht vorgesehenen Vorträgen noch ein neuer eingeschoben wurde am Montag, dem 13. Januar 1930. Die Besucherzahl war erfreulich groß. Von den Berufsverbänden waren die Metallarbeiter am stärksten vertreten, dann folgten Holzarbeiter, Bauarbeiter und das Ledergewerbe.

Im ersten Teil des Kurses redete der Kollege Georg Wieber, Schriftleiter des Verbandsorgans des Christlichen Metallarbeiterverbandes über „Organisation und Gewerkschaft“ und „Arbeiterschaft und Weltanschauung“. Der Kollege Trippelsdorf sprach über „Sozialismus und sozialistische Gewerkschaften“.

Der zweite Teil umfaßte die Vorträge „Der Kampf um die sozialen Bestrebungen der Arbeiterschaft“ des Kollegen Eberg, „Die deutsche Sozialgesetzgebung“ des Kollegen Graf und „Die Arbeitslosenversicherung“ des Kollegen Engelskamp. Zum zweiten Teil ist auch zu rechnen der Vortrag des Kollegen Est über „Die Mitbestimmung in der Wirtschaft“.

Der dritte Teil wurde gebildet von dem Vortrag des Kollegen Wegener über „Der Kollektivvertrag (Tarifvertrag)“ und dem den gesamten Kursus noch einmal zusammenfassenden Vortrag des Kollegen Schotten „Unsere Aufgaben im Jahre 1930“.

Den einzelnen Vorträgen folgten sehr lebhaft ausgeführte Ausprachen, die erkennen ließen, daß der Drang nach Wissen in den Arbeiterkreisen sehr groß ist; daß aber auch schon ein großer Teil Bildung und Können vorhanden ist, bewiesen die einzelnen Protokolle, welche an jedem Abend von einem anderen Kollegen geführt wurden.

Jetzt gilt es, das Gelernte in die Tat umzusetzen, in Betrieben und Ortsgruppen, bei Versammlungen und sonstigen Anlässen aufklärend zu wirken. Denn es gilt nicht nur die Massen zu organisieren, das heißt gewerkschaftlich zu erfassen, sondern sie auch auf ein höheres Bildungsniveau zu bringen, denn Arbeiterbildung ist die Grundlage des Arbeiteraufstiegs. Erik Desinger.

Mußbach (Pfalz). Am Sonntag, dem 19. Januar, hielt die Ortsgruppe Mußbach unseres Verbandes in der „Winzergenossenschaft“ eine Versammlung ab, zu der die anderen christlichen Verbände sowie die An- und Salzorganisierten eingeladen waren. Der 1. Vorsitzende Kollege Koppeler gab Zweck und Ziel dieser Versammlung bekannt. Der Redner Kollege Wilhelm aus Friedrichshafen nahm die Zuhörer durch seinen Vortrag „Dreißig Jahre Kampf um den Aufstieg der christlichen Arbeiterschaft — unsere Arbeit — unser Ziel“ ganz in seinen Bann. Anschaulich schilderte er, wie die christlichen Verbände entstanden wie sie sich trotz aller Hemmungen und Anfeindungen siegreich durchsetzten und was sie bis jetzt für die Arbeiterschaft geleistet haben, ganz besonders in sozialer Hinsicht. Heute stehen die christlichen Verbände als ein nicht zu unterschätzender Faktor im Wirtschaftsleben da. Reicher Beifall erteil-

„Danke, danke“ jagte Tom „Nun, Mr. Sarthouze, ich glaube, Sie haben heute eine kleine Probe vom alten Bounderby bekommen.“ Tom sagte das, indem er das eine Auge zukniff und seinem Freunde mit dem andern über das Glas hinweg zublinzelte.

„Ein vortrefflicher Mensch!“ erwiderte Mr. James Sarthouze.

„Wirklich, meinen Sie?“ fragte Tom, das eine Auge nochmals zu-
dreißend.

Mr. James Sarthouze lächelte, stand aus der Sofasecke auf, lehnte sich mit dem Rücken nachlässig an den Kamin Sims und blickte auf Tom herab.

„Sie sind ein komischer Schwager“, sagte er.

„Ich glaube, Sie wollen sagen, daß Mr. Bounderby ein komischer Schwager ist“, entgegnete Tom.

„Sondern sind Sie ein scharfer Patron, Tom“, bemerkte Mr. James Sarthouze.

Es hatte etwas so Angenehmes, mit solcher tabelloser Weisheit auf so vertraulichem Fuße zu stehen, von solcher Stimme so freundlich Tom genannt zu werden, mit einem solchen Backenbarte so schön in ungezwungener Weise zu verkehren, daß Tom außerordentlich zufrieden mit sich selber war.

„O, ich schere mich nicht im mindesten um den alten Bounderby“, fuhr er fort. „Ich habe ihn, wenn ich von ihm sprach oder an ihn dachte, immer nur so genannt. Ich werde jetzt nicht erst anfangen, höflich gegen ihn zu sein. — das wäre ein bißchen spät am Tage.“

„Aber Sie brauchen Sie sich keinen Zwang anzutun; aber Sie sollten sich in acht nehmen, wenn seine Frau dabei ist“, erwiderte James.

„Seine Frau? Meine Schwester Luise? Na, wahrhaftig!“ rief Tom, indem er lachte und einen Schluck von dem köhlenden Getränk nahm.

James Sarthouze blieb in derselben bequemen Stellung, seine Zigarre rauchend, an den Kamin gelehnt stehen und blickte Tom höflich an. Er schien mit dem Bewußtsein an, daß er als eine Art lebenswürdiger Dämon sich nur über ihn zu beugen brauche, und wenn er wolle, das ganze Vertrauen des Dämons zu gewinnen. Und in der Tat schien es, als könne der Dämon sich diesem Einflusse nicht entziehen. Er blickte seinen Gefährten

unterwürdig voll Bewunderung und gleichzeitig voll Redlichkeit an; dann zog er eins seiner Beine aufs Sofa.

„Meine Schwester Lu?“ fragte er noch einmal. „Nun, die hat sich aus dem alten Bounderby nie etwas gemacht.“

„Das ist die vergangene Zeit, Tom“, gab Mr. Sarthouze zur Antwort, indem er mit dem kleinen Finger die Asche von seiner Zigarre strich. „Wir leben aber in der Gegenwart.“

„Na, auf Ehre, Mr. Sarthouze, Sie werden doch nicht etwa glauben, daß meine Schwester Lu das geringste auf den alten Bounderby gibt?“ rief Tom.

„Mein lieber Junge, was soll ich denken, wenn ich ein Ehepaar finde, das in Frieden und Eintracht miteinander lebt?“

Tom hatte jetzt beide Beine aufs Sofa gezogen. Hätte er das zweite Bein noch nicht oben gehabt, als er „lieber Junge“ genannt wurde, so würde er es in diesem Moment hinaufgenommen haben. Da er sich aber gedrungen fühlte, irgend etwas zu tun, so streckte er sich in seiner ganzen Länge aus, legte den Kopf auf das Seitenkissen zurück, rauchte mit einem unendlichen Aufwande von Ungezwungenheit und lehrte sein gewöhnliches Gesicht und seine nicht allzu nüchternen Augen dem Antlitz zu, das so gleichgültig und doch so machtbewußt auf ihn hernieder sah.

„Sie kennen unsern Alten, Mr. Sarthouze“, sagte Tom, „na, dann brauchen Sie sich auch nicht zu wundern, daß Lu den alten Bounderby heiratete. Sie hatte nie einen Kurmacher, und da Vater dem alten Bounderby das Wort redete, nahm sie ihn.“

„Ihre interessante Schwester ist eine sehr pflichtgetreue Tochter“, bemerkte Mr. James Sarthouze.

„Ja, aber sie würde sich doch nicht so gehorsam gezeigt haben und die Sache wäre nicht so glatt abgegangen, wenn sie es nicht meinetwegen getan hätte“, sagte Tom.

Der Besucher zog nur die Augenbrauen in die Höhe, aber der Sprecher sah sich dadurch gezwungen, fortzufahren.

„Ich überredete sie“, sagte er mit der Miene der Ueberlegenheit. „Man steckt mich in das Bankgeschäft, wohin ich nicht wollte, und ich mußte, daß ich dort manchmal in die Klemme geraten würde, wenn dem alten

tete der Redner für seinen Vortrag, und eine rege Diskussion setzte ein, nach deren Ende der 1. Vorsitzende dem Kollegen Wilhelm im Namen der Versammlung für seinen Vortrag den besten Dank aussprach. Mit einem Appell an die Versammlung, das Gehörte zu beherzigen und zu befolgen, schloß der Vorsitzende die von hohem Geiste getragene und gut verlaufene Versammlung.

K

Schwandorf. Die im Katholischen Vereinsthaus stattgefundenene Generalversammlung hatte eine große Zahl Metallarbeiter angezogen, waren doch neben unseren Kollegen selbst Stadträte sowie Kartellvorsitzender erschienen, was den Beweis der Achtung, die sich unser Verband in Schwandorf erworben hat, zum Ausdruck brachte. Gewerkschaftssekretär Zähler (Regensburg) gab einen längeren Überblick über den Stand der Wirtschaftslage im vergangenen Jahre, Stand der Preis- und Lohnpolitik. Besonders verbreitete er sich über die im letzten Jahre seit dem 20. Mai 1929 geführte Sozialpolitik. Die Sozialisten waren wo sie nun in der Reichsregierung sitzen, nicht fähig, die Wahlwechsel einzulösen, die sie ausgaben. Was wir an „Verbesserungen“ in der Sozialpolitik feststellen können, ist Steuererhöhung; von einem Ausbau oder weiteren Aufbau in der sozialen Gesetzgebung kann nicht gesprochen werden. Besonders gedachte Kollege Zähler noch unseres dreißigjährigen Bestehens sowie der dreißigjährigen Herausgabe unseres Verbandsorgans. Heute ist unser Verbandsorgan zu einer Fundgrube des Wissens für alle Kollegen geworden und zu einem schlagkräftigen Kampfmittel für die Interessen der christlichen Metallarbeiter. Der Bericht über die Zahl der Mitglieder bewies, daß auch in Schwandorf unser Verband vorwärts marschiert. An Einnahmen konnten rund 2000 M erzielt werden. Zum ersten Vorsitzenden wurde bei der Wahl Kollege Walther, zum Kassierer unser alter, treuer, bewährter Kollege Reichl weiterhin bestätigt. Dieses alten Pioniers unserer Bewegung in Schwandorf, der trotz seiner 67 Jahre noch rüstig mit den jungen Kollegen Schulter an Schulter kämpft, wurde besonders ehrend gedacht und ihm der Dank der Verwaltung ausgesprochen. Mit der Losung „Vorwärts im christlichen Schwandorf immer, und rückwärts nimmer“ konnte die schön verlaufene Versammlung geschlossen werden.

Z

Sömmerda. Unsere Ortsgruppe hatte am Sonnabend, den 11. Januar zu einer Mitgliederversammlung im Restaurant Erfurter Tor eingeladen. Es galt diesmal, nach einem langen Jahr harter Arbeit die Kollegen mit Angehörigen durch einen Vortrag mit rund 80 Lichtbildern zu erfreuen.

Es waren auch viele Kollegen mit Angehörigen der Einladung gefolgt, um in Wort und Bild eine Sommerfahrt nach Norwegen und Spitzbergen mitzuerleben. Unser 1. Vorsitzender, Kollege Otto Hartung, eröffnete um 8 Uhr die Versammlung und begrüßte die erschienenen Kollegen und Angehörigen herzlich und wünschte, daß dieser Abend allen eine rechte Freude bereiten werde, um später noch mehrere solcher Versammlungen zu veranstalten. Sodann konnte unser Bezirkssekretär Kollege Brörling mit uns in Wort und Bild die Sommerfahrt nach Norwegen und Spitzbergen antreten. In dankenswerter Weise hatte uns der Katholische Gesellenverein Erfurt den Vorführungsapparat zur Verfügung gestellt.

Die guten Bilder, die trefflichen Belehrungen gaben manchem neue Eindrücke, die dankbar aufgenommen wurden. Solch ein Abend ist auch notwendig und vor allem lehrreich. Ein gemütliches Beisammensein bildete den Abschluß des wohl gelungenen Abends.

Ries

Breslau. Aus dem Geschäftsbericht, der auf der gutbesuchten Generalversammlung erstattet wurde, war zu entnehmen, daß die außerordentlich angespannte wirtschaftliche Lage sich auch im Organisationsleben auswirkte. Die Zahl der arbeitslosen Mitglieder stieg von Monat zu Monat. Beim Arbeitsamt Breslau waren Anfang des Jahres 1929 6356 arbeitsuchende Metallarbeiter gemeldet und es stieg diese Zahl auf 7391 bis Ende des Jahres. Im Berichtsjahr gelang es, trotz starker Gegenströmungen, die Löhne der Metallarbeiter zu erhöhen. Die Anzahl der Rechtschussfälle hat einen erheblichen Umfang angenommen. In der Mitgliederbewegung ging es in erfreulicher Weise voran. Trotz der ungünstigen Wirtschaftslage konnte der Mitgliederstand, bei Berücksichtigung der verkauften Beitragsmarken, um 33 Prozent gesteigert werden. Bei der guten Stimmung, welche innerhalb der Mitgliederkreise vorhanden ist, wird es auch im neuen Jahre, trotz aller Widerstände, vorangehen. Die finanzielle Entwicklung ist als gut anzusehen, trotzdem die Belastungen durch die Erwerbslosigkeit große waren. Aus Mitteln der Lokalkasse wurden am Weihnachtsfest den Erwerbslosen und Invaliden Sonderunterstützungen gewährt.

In größter Einmütigkeit wurde der alte Vorstand wiedergewählt und durch einige neue Kollegen ergänzt.

Die Geschäftsstelle des Verbandes befindet sich jetzt Freiburger Str. 46 (Telefon 515 00).

H.

Branchenbewegung

Schweißer und Brenner

Die Ortsverwaltung Essen des Christlichen Metallarbeiterverbandes hat ihre praktischen Schweißerkurse beendet. Dieselben haben in Duisburg in der Westdeutschen Schweißtechnischen Lehr- und Versuchsanstalt und in Essen in der Maschinenbauschule stattgefunden. Es handelt sich in

beiden Fällen um Förderkurse, d. h. in diesen Kursen wurden berufstätige Schweißer weiter ausgebildet.

In Duisburg kam vornehmlich die Ausbildung für Rohrschweißer in Frage. Dieselbe ist mit einer staatlich anerkannten Prüfung verbunden gewesen, weil eben für derartige Schweißarbeiten nur noch geprüfte Schweißer in Frage kommen. Das Ergebnis der Prüfung in Duisburg

Bounderby die Pfeife ausging. Ich sagte ihr das, und so tat sie's. Sie würde alles für mich tun. Aber es war doch sehr nett von ihr, nicht wahr?"

„Prächtig, Tom!“

„Für sie war es freilich keine so wichtige Sache wie für mich“, fuhr Tom in gleichgültigem Tone fort, „denn für mich hing Freiheit, Wohl- ergehen und vielleicht sogar mein späteres Fortkommen davon ab. Sie hatte kein anderes Herzensinteresse, und zu Hause zu bleiben war ebenso gut, als säße sie im Gefängnis, besonders nachdem ich fort war. Hätte sie eine andere Liebe gehabt, die sie für den alten Bounderby aufgeben mußte, so wäre es schlimmer gewesen; aber ich finde es doch sehr nett von ihr.“

„Außerordentlich. Und sie nimmt alles so ruhig und gelassen hin.“

„O“, erwiderte Tom mit geringschätziger Gönnermiene, „sie ist ein echtes Frauenzimmer. Frauenzimmer wissen sich in alles zu schicken. Sie hat sich einmal eingerichtet, und es macht ihr nun nichts mehr aus. Dies Leben ist ihr ebenso recht wie ein anderes. Aber obgleich Lu ein Frauenzimmer ist, so ist sie doch kein gewöhnliches Frauenzimmer. Sie kann zuweilen ganz und gar in sich selbst versinken und eine Stunde lang in einem Zuge nachdenken; ich habe sie oft so sitzen und ins Feuer blicken sehen.“

„Im, sie findet also ihre Hilfsmittel in sich selbst“, bemerkte Sarthouse, ruhig weiterrauchend.

„Vielleicht nicht so viele, wie Sie glauben“, erwiderte Tom. „Der Alte hat sie mit allerlei trockenem Krimskrams vollgepfropft. Das ist nun einmal sein System.“

„Er wollte seine Tochter nach dem eigenen Muster bilden!“ warf Sarthouse ein.

„Und nicht nur die Tochter, — auch manchen andern. Hat er doch sogar mich auf diese Weise erzogen“, sagte Tom.

„Nicht möglich!“

„Sie können es glauben“, gab Tom zur Antwort, indem er den Kopf schüttelte. „Ich versichere Sie, Mr. Sarthouse, als ich zuerst von daheim

fort und zu dem alten Bounderby kam, war ich dumm und stumpf wie ein Zaunpfahl und wußte ungefähr soviel vom Leben wie eine Auster.“

„Sie scherzen, Tom; das kann ich nicht glauben.“



„Bei meiner Seele, ich spreche im Ernste“, sagte Tom. Und nachdem er eine Weile mit großer Wichtigkeit und sehr würdevoll weitergeraucht hatte, setzte er in selbstgefälligem Tone hinzu: „Ich habe seitdem meine Erfahrungen gemacht, das leugne ich nicht. Aber ich habe sie auf eigenem Sand gemacht und habe dem Alten nichts zu danken.“

war ein außerordentlich gutes. Von 10 zur Prüfung zugelassenen Essener Schweißern bestanden 9 dieselbe. Wie hoch diese Tatsache zu bewerten ist, ergibt schon die Tatsache, daß in der genannten Schule von 700 Prüflingen nur 200 die Prüfung bestanden. Ein Beweis dafür, daß der Christliche Metallarbeiterverband äußerst tüchtige Sacharbeiter in seinen Reihen hat.

Der Doppelkursus in der Maschinenbauerschule fand jeden Abend vom 9. Dezember 1929 bis zum 31. Januar 1930 statt. In diesen Kursen wurden von unseren Schweißern Höchstleistungen erzielt, wie sie bisher, nach den Aussagen des Kursleiters, in dieser Schule noch nicht zu verzeichnen waren. Wie intensiv an den Kursabenden gearbeitet wurde, ist aus nachstehender Verbrauchstabelle zu ersehen.

Verbrauch: 79 Flaschen Sauerstoff, 2 Flaschen Wasserstoff, 12 Flaschen Acetylen, 50 Kilo Beagit, 700 Kilo Karbid. Außerdem wurde sehr viel Edelmetall verbraucht, z. B. Aluminium, Messing, Guß und Kupfer.

Die Kosten für die vorgenannten Stoffe sind zum großen Teil von den Kollegen selbst aufgebracht worden. Das ist doch wohl gewiß ein schönes Zeichen von Opferwilligkeit.

Unsere nächste Aufgabe wird es sein, die Autogenbrenner, deren Arbeit in der Hauptsache schon von den Schweißern gemacht wird, im Schweißen auszubilden, damit sie nicht Gefahr laufen, als entbehrliche Arbeitnehmer auf die Straße gesetzt zu werden.

Die Kurse haben einen doppelten Zweck erfüllt. Zunächst haben wir unsere Schweißer in praktischer sowie auch in theoretischer Weise ein gutes Stück vorwärtsgebracht. Zum anderen haben wir auch die Öffentlichkeit auf unsere Arbeit hingewiesen, die doch zum Schluß nicht nur im Interesse der einzelnen Personen vorgenommen wird, sondern sich zum Nutzen der gesamten Deutschen Volkswirtschaft auswirkt. T.

Former und Gießerei-Arbeiter

Die Sachgruppe der Former und Gießerei-Arbeiter Witten nahm in ihrer letzten Branchenversammlung Stellung zu den Verhältnissen in den Gießereibetrieben in Witten.

An Hand der vor einiger Zeit herausgegebenen Fragebogen konnte festgestellt werden, daß die Verhältnisse in den einzelnen Werken noch vieles zu wünschen übrig lassen. In einigen Betrieben fehlen in hygienischer Beziehung die allerprimitivsten Einrichtungen. Der Former ist gezwungen, nach getaner Arbeit sich noch im Eimer zu waschen. Stark beklagt wurde die vielfach fehlerhafte Ventilationsrichtung. Auch die Schutzvorrichtungen lassen in manchen Betrieben vieles zu wünschen übrig. In einzelnen Werken sind auch die Kollegen, besonders in dieser Jahreszeit, in sehr starkem Maße dem Temperaturwechsel ausgesetzt. Nach ganz kurzen Pausen müssen sie oft, nachdem das Einsehen in den Öfen erledigt ist, nach draußen zum Kohlen- oder Eisenabladen.

Die Lohnfrage steht so, daß in den meisten Betrieben die Löhne kaum die tariflichen Bestimmungen erfüllen. Besonders starke Schikanierungen treten bei Akkordvergaben auf. Mehrere Kollegen forderten die baldige Einberufung der Formerkonferenz unseres Verbandes, die ja bereits für Oktober-November vorigen Jahres vorgesehen war.

Die Kollegen gelobten, alles daran zu setzen, um auf ihre Mitarbeiter einzuwirken und sie zum Anschluß an unseren Verband zu gewinnen. Die Hauptursache der schlechten Verhältnisse sei darauf zurückzuführen, so betonten einige Diskussionsredner, daß die Former und Gießereiarbeiter sich zu viel gefallen ließen und weite Kreise der Kollegen ihrem Schicksal interesselos gegenüberstehen.

Nur durch Zusammenschluß und Mitarbeit im Christlichen Metallarbeiterverband wird es uns gelingen, in der Gießereibranche bessere Verhältnisse herbeizuführen. I. K.

Aus den Betrieben

Terror in Liegnitz

Einen schlagenden Beweis von „Solidarität“ und sonstigen guten Eigenschaften der Genossen des sozialistischen Metallarbeiterverbandes zeigt uns folgende Tatsache: Aus einer Karosseriefabrik in Liegnitz gehören seit längerer Zeit einige Kollegen unserem Christlichen Metallarbeiterverband an. Vor kurzem hat sich wiederum ein Kollege aus dieser Fabrik unserem Verbandsangehörigen angeschlossen. Das war nun aber doch den Genossen zu viel. Versteht man den gewonnenen Kollegen auf irgendeine Weise wieder herauszuziehen. Da es bei ihnen aber scheinbar an dem nötigen Geist und Verstand fehlt, um den Kollegen zu befehlen, hat man zu den üblichen Kampfmitteln Verheugung, Terror usw. gegriffen. Man sollte es nicht für möglich halten! Mit Backpfeifen, Holzlatzchen und ähnlichen Bedrohungen und Schikanen bearbeitete man den eigenen Arbeitskollegen, um ihn zum Austritt zu zwingen. Dank der Zähigkeit unseres Kollegen ist dies nicht gelungen. Noch gaben es die Genossen nicht auf, sondern setzten sie erst, den gefährlichsten Mann, unseren Betriebsvertrauensmann, unschädlich zu machen, der ihnen schon lange ein Dorn im Auge ist. „Der muß heraus aus dem Betriebe!“ so war ihre Parole. Mit kaum zu erdenkender Verheugung und Beschimpfung versuchte man, ihn in irgendeine Falle zu locken. Auf ganz gemeine Art

und Wesse sollte dies gelingen. Man verweigerte ihm den Schlüssel zum Werkzeugschrank. Auf die Frage des Kollegen, was das heißen solle, bekam er zur Antwort, daß „ihm das gar nichts anginge“, und man schleuderte ihm gleichzeitig den schönen Titel „Idiot“ an den Kopf. Damit wollte man ihn soweit gereizt haben, daß er sich handgreiflich zur Wehr setzte. Dieser Plan wäre ihnen fast gelungen. Erstreulicherweise hat die Betriebsleitung diesen Terror erkannt, so daß die Genossen eine Abfuhr erlitten. In einer Betriebsversammlung forderte der rote Betriebsobmann in aufreizender Weise erneut seine Blüten auf, die Entlassung unseres Kollegen zu fordern. Es ist ihnen Gott sei Dank von unseren Kollegen die rechte Antwort gegeben worden. Hoffentlich zeigt dieses Beispiel unserer Kollegenschaft erneut wie es mit der Kollegialität und Solidarität der roten Genossen aussieht, und hoffentlich zieht jeder es offen und ehrlich meinende Arbeiter die Konsequenzen daraus. Es ist regelrechter Verrat, der an den eigenen Arbeitskollegen begangen wird. Deshalb macht Schluß und rechnet ab mit diesen „sogenannten Arbeitervertretern“.

Unsere organisierten Kollegen rufen wir aber zu: Haltet weiter so treu zum Verbandsangehörigen und benutzt derartige Beispiele, um Unorganisierte aufzuklären, um sie für unseren Verband zu gewinnen. Tra.

„Und Ihre gelehrte Schwester?“

„Meine gelehrte Schwester ist noch, was sie war. Sie beklagte sich früher zuweilen gegen mich, daß sie nichts hätte, womit sie sich beschäftigen könnte, wie andere Frauenzimmer, und ich weiß nicht, wie sie seitdem über diese Schwierigkeit hinweggekommen sein sollte. Aber sie macht sich gar nichts draus“, setzte er mit weißer Miene hinzu, indem er sich von neuem in eine Rauchwolke hüllte. „Frauenzimmer schlagen sich immer auf die eine oder andere Weise durch.“

Als ich gestern Abend in der Bank war, um mich nach Mr. Bounderbys Wohnung zu erkundigen, fand ich dort eine ältliche Dame, die Ihre Schwester sehr zu bewundern scheint“, bemerkte Mr. James Farthouze, indem er das letzte Stümpchen seiner Zigarre wegworf.

„Mutter Sparzit!“ rief Tom. „Die haben Sie also auch schon gesehen?“

Sein Freund nickte. Tom nahm die Zigarre aus dem Munde, um sein eines Auge, das nicht mehr recht gehorchen wollte, besser zudrücken zu können und klopfte sich dann mehrere Male mit dem Finger an die Nase.

„Was Mutter Sparzit für Lu empfindet, ist, glaube ich, mehr als Bewunderung, man könnte es schon vielleicht Liebe und Verehrung nennen. Denn Mutter Sparzit hat Ihre Sprengel nicht nach dem alten Bounderby ausgehellt, als er noch unverheiratet war. O, behüte!“

Das waren die letzten Worte, die Tom sprach, ehe sich seines Kopfes eine dumpfe Betäubung bemächtigte, die bald in festen Schlaf überging. Er wurde daraus durch einen unangenehmen Traum geweckt, in welchem es ihm vorkam, als ob jemand ihn mit dem Stiefel stieße und ihm zu rief: „Stehen Sie auf, es ist spät!“

„Aha!“ sagte er, vom Sofa aufspringend. „Ich muß Ihnen doch noch gute Nacht sagen. Ihre Zigarren sind sehr gut, nur etwas zu leicht.“

„Ja, sie sind zu leicht“, entgegnete Mr. Farthouze.

„Lächerlich — leicht“, sagte Tom. „Wo ist die Tür? Gute Nacht.“

Dann hatte er noch einen anderen seltsamen Traum. Es kam ihm vor, als wenn ein Kellner ihn durch einen Nebel führte, der ihn erst etwas verwirrte und irre machte, sich dann aber in die Hauptstraße verwandelte, in welcher er allein stand. Von da aus kam er nun mit Leichtigkeit nach Hause, obgleich nicht ganz frei von dem Eindruck, als wäre sein neuer Freund mit seinem Einflusse bei ihm, als lehne er in derselben bequemen, lässigen Haltung irgendwo in der Luft und sehe mit demselben Blicke auf ihn herab.

Tom ging heim und legte sich zu Bett. Hätte er nur eine Ahnung von dem gehabt, was er diese Nacht getan und wäre er weniger Bengel und mehr Bruder gewesen, so hätte er umkehren und zu dem übelriechenden schwarz gefärbten Glasse hinabgehen, sich dort hineinbetten und sein Gesicht ein für allemal in den schmutzigen Wellen verbergen müssen.

Abschied

Es dämmerte bereits, als Stephen auf die Straße trat. Die Schatten der Nacht waren schon so dicht und dunkel, daß er sich, nachdem er die Tür geschlossen, nicht weiter umsah, sondern schnell die Straße hinabging. Nichts lag seinen Gedanken ferner, als die seltsame alte Frau, der er bei dem früheren Besuche dieses Hauses begegnet war — als er plötzlich hinter sich Schritte hörte, die er kannte. Er sah sich um und erblickte Rahel und mit ihr die alte Frau.

Er sah Rahel zuerst, wie er auch ihren Schritt zuerst allein gehört hatte.

„Ach du bist es, liebe Rahel! Und Sie Missus. Sie sind auch da?“

„Das sieht Sie wohl sehr in Erstaunen — und auch mit Recht, wie ich sagen muß“, entgegnete die alte Frau. „Ja, wie Sie sehen, bin ich wieder mal da.“

„Aber wie kommen Sie zu Rahel?“ fragte Stephen, der zwischen den beiden weiter ging und eine um die andere ansah.

(Fortsetzung folgt.)

Am saufenden Webstuhl der Zeit

Unser heutige Generation hat das Sichwundern verlernt. Das ist sehr schade, da Wundern, Sichbegeistern und Erstaunen ja gerade ein so schönes Vorrecht der Jugend ist, und sogen. „Blasiertheit“ bei jugendlichen Menschen noch weit unerträglicher wirkt als bei Erwachsenen.

Man will uns darüber trösten: hat die Mitwelt hochbedeutender Erfinder und Forscher, ja haben diese selbst im Laufe der vergangenen Jahrhunderte doch nur höchst selten gewußt, welche Umwälzungen jene Entdeckungen in sich bargen, und welche gewaltigen Dinge sich in diesen oder jenen Zeiten unter ihren Augen oder gar unter ihrer Mitwirkung vorbereiteten, Dinge, die die Entwicklung des Menschengeschlechtes später maßgeblich beeinflussen sollten.

Telephon, das „Wunder“ unserer Großväter, der Schnellzug mit einer einstigen Höchstgeschwindigkeit von etwa 35–40 Kilometer in der Stunde, die ersten großen Dampfer, die es noch im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts bis auf 19 Seemellen oder Knoten Geschwindigkeit brachten, sind für unsere Zeit schon längst vielmal übertrumpft durch den modernen Expresszug mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit zwischen 80 und 90 Kilometer, und den deutschen Schnelldampfer „Bremen“, der mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 28,5 Seemellen (Knoten) in der Stunde sich das „Blaue Band des Ozeans“ errang, als das derzeitig überhaupt schnellste Schiff der Welthandelsflotten.

Sunkverkehr, Flugzeug, Luftschiff und viele hundert andere nicht weniger „wunderbare“ Dinge sind uns so fast Alltäglichkeit geworden. Wir sind mit diesen neuen „Wundern“ ja schon zu vertraut, als daß uns das blasse Erstaunen überläme, wie etwa unsere Vorfäter beim Anblick der ersten Dampfeisenbahn.

Und das wieder ist nicht gut. Allzuleicht werden wir überheblich und denken nicht mehr nach über die Wirkungen der Entwicklung aller dieser hochbedeutenden Errungenschaften, nehmen alles als gegeben hin und harren schon immer auf neue Siege der Wissenschaft und Technik, um unsere Sensationslust, die sich als rechte Giftblüte am immer höher sich reckenden Baume des Materialismus entwickelt hat, zu stillen.

Wenn die im Alltagsleben stehenden und um das Dasein schwer ringenden erwachsenen Menschen aus der eifrigen Lektüre ihrer über alle Neuigkeiten in der Welt berichtenden Zeitungen von den vielen sich täglich begebenden Wunderdingen auf dem ganzen Erdball beim gemütlichen Feierabendstopp alles für sie Notwendige in sich aufnehmen und im übrigen keine tiefgründigen Gedanken über eben das „Wunder“ dieser Dinge anstellen, so ist das leider nur zu verständlich. Wenn aber unsere Jugend mit dem köstlichen Vorrecht edler Begeisterung für alles Hohe und Ideale gleichmütig bleibt angesichts der Wunder unserer Zeit, so kann man das nur als tief bedauerlich bezeichnen und wünschen, daß neben dem über alles geliebten Spiel und Sport nun doch wieder mehr die Belange auch des Geistes von ihr gepflegt werden.

Gewaltige Ereignisse, wie die Weltfahrt unseres herrlichen „Graf Zeppelin“, sind dazu berufen, die Jugend wieder besonders eindringlich auf die Wichtigkeit des Geistes als den eigentlichen Beherrscher der Dinge hinzuweisen.

Wer hätte nicht in diesen Tagen der Begeisterung und gewaltigen Anteilnahme an der ersten Luftreise um die Welt seinen Blick in die Vergangenheit schweifen lassen und einmal in seinem Gedächtnisbuch nachgeschlagen, um die Großtat Ekeners und seiner trefflichen Zeppelinleute erst voll zu würdigen.

Was finden wir da?

Im Jahre 1519 wurde von Fernando de Magalhaes, einem portugiesischen Seefahrer, die erste Reise um die Welt in drei

Jahren zu Ende geführt. Jahrhundertlang folgten die Weltumsegler dem ihnen durch Magalhaes gewiesenen Weg um die Südspitze Amerikas durch die nach dem Portugiesen benannte Meeresstraße; bis im Jahre 1869 der unter Ferdinand v. Lesseps in zehnjähriger Arbeit ausgeführte Durchstoß des Suez-Kanals zwischen dem Mitteländischen und dem Roten Meere die Fahrt um den Erdball um Monate verkürzte. Im Jahre 1880 schrieb der bekannte französische Romanschriftsteller Jules Verne die berühmt gewordene phantastische Weltreisefiktion, in der sein Held, der spleenige Engländer Philius Fogg, in nicht weniger als 80 Tagen die Weltumfahrt durchführt, wobei ihm allerdings nach Fährlichkeiten aller Art die Kreuzung der sogenannten Datumsgrenze, die auch „Graf Zeppelin“ auf seiner letzten Weltreise überfuhr, zugute kam und er so mit einem Tage „Vorsprung“ pünktlich in London eintraf.

Was zu Jules Vernes Zeiten, also in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts noch eitel Einbildungskraft und Sensationsfiktion war, sollte sehr bald weit übertroffen werden. Bereits im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts legt man in 64 Tagen die Reise um die Welt zurück. Einer heute schon recht vergnüglich zu lesenden Reiseschilderung aus jener doch wahrhaftig nicht allzu fern liegenden Zeit entnehmen wir folgende Berechnung:

„Mit dem schnellsten Dampfer des Norddeutschen Lloyd fährt man von Bremerhaven in 6,5 Tagen nach New York (die „Bremen“ heute bereits in 4 Tagen 14 Stunden!), durchquert von dort in 5½ Tagen auf der nördlichen Pazifikbahn Amerika bis Vancouver an der Westküste, von wo man in einem raschen Dampfer



Zwerner

Der Taufgang

Dokohama in 12 Tagen erreicht. Von dort über Schanghai und Calcutta nach Colombo in 25 Tagen und endlich von hier durch den Suezkanal nach Brindisi und dann mit der Eisenbahn durch den St. Gotthard nach dem Ausgangspunkt Bremerhaven in nochmals 17 Tagen. Die Rundreise ist 39 000 Kilometer lang und wird in 64 Tagen mit einer durchschnittlichen Stundengeschwindigkeit von 25 Kilometern zurückgelegt.

Als Ausblick in die Zukunft bemerkt der Chronist: „Wenn die Dampfer auf allen Strecken ebenso rasch wie die Schnelldampfer zwischen Deutschland und Newyork führen, so würde man für die Reise um die Welt sogar nur — 50 Tage brauchen.“

Was sagt unser vortrefflicher Gewährsmann — so er hoffentlich noch am Leben ist — nun dazu, daß bereits vor zwei Jahren ein unternehmungslustiger Reisender namens Mears unter geschickter wechselnder Benützung von Dampfer, Flugzeug und Eisenbahn in 23 Tagen und 15 Stunden den Erdball umkreist hat?

Und auch diese Rekordzeit hat unser prächtiger „Graf Zeppelin“ nun mit 21 Tagen 5 Stunden und 25 Minuten einschließlich der Landepausen, wie es so schön in der neuzeitlichen Sportsprache heißt, „gedrückt“. 35 400 Kilometer hat das wadere Luftschiff auf dieser Weltumfahrt zurückgelegt.

Schon hat man in Friedrichshafen die genau ausgearbeiteten Pläne für noch größere und leistungsfähigere Luftschiffe, die in den internationalen Großstreckenverkehr eingesetzt werden sollen. Mindestens werden wir in absehbarer Zeit noch schneller um unseren

Erdball kommen, der relativ immer mehr zusammenschrumpft für die Menschen der kommenden Tage.

Genau vor 100 Jahren war es, als Goethe in seiner durch Ulrike von Levetzow so lieblich verschönten Sommerfrische in Marienbad die nach Karlsbad bestimmte Postkutsche vorüberrollen sah und lächelnd zu seiner Umgebung die prophetischen Worte sprach: „Wie lange wird die wohl noch fahren? Ob vielleicht einmal eine Zeit kommen wird, in der man eine „Dampfkutsche“ baut und sich Nachrichten durch die Luft gibt?“

Zwanzig Jahre nach dem Tode des großen Weimarer Dichters fürsten reiste man bereits in „Dampfkutschen“. Noch nicht einhundert Jahre danach gab man auch „Nachrichten durch die Luft“ auf den leichten Schwingen der Aetherwellen.

Macht uns solcher Fortschritt nicht staunen und ehrfürchtig zugleich?

Das Meer hat das Menschengeschlecht in Jahrtausende langem Kampf sich untertan gemacht. Von Karus und Wieland, dem Schmiede an, bis zu Lilienthal und Zeppelin, ging der jähe Kampf um das Luftmeer. Auch dies haben wir erobert.

Steht stumm vor den Wundern unserer Tage!

Hört ihr den tausenden Webstuhl der Zeit, von dem Goethe einst so demütig und mahnend zugleich sprach!

Wie er, laßt uns dankbar und stolz zugleich die Siege des Geistes verfolgen und froh sein, ihr Zeuge sein zu dürfen.

Th. Eulert.

Das schöne Heim und die Metallarbeiterfamilie

Das schöne Heim. Was wir also auszumalen suchen, das ist das fortschrittlichste Heimleben. Nicht um ganz modern zu sein, sagen wir das, sondern weil die neueste Heimidee uns so wahrhaftig erscheint und unserem Ideal so entgegenkommt. Prüfstein dieses neuen Heimgedankes muß sein, daß jede Familie, ob arm oder reich, sich nach ihm aufs beste einrichten kann. Nicht in allem befriedigt uns noch die neue Heimidee der Architekten, sie ist noch zu sehr vom rein Technischen her gewonnen,

sie sagt Zweckmäßigkeit und Schönheit, und sie müßte vor allem Beseeltheit und Wesentlichkeit sagen. Wir lassen uns daher von der neuesten Heimidee nur bestärken, zu sagen, was uns als rechte Art des Heimes und der Familie gilt.

Jede Familie kann sich ein schönes Heim einrichten, wenn wir den Sinn des Schönen richtiger erfassen lernen. Das Teure ist nicht schön, weil es teuer ist. Das Prunkvolle kann sehr leicht häßlich wirken. Das Ueberladene stört meistens die klare Schönheit des Raumes. Ein Zimmer, das schlicht ist, das sauber und etwas aufgeräumt ist, ist schon beinahe schön. Es fehlt ihm leicht nur ein Schritt zum schönen Zimmer. Das ist der Geschmack, mit dem das Wenige hingestellt ist. Dieses Empfinden für die rechte Anordnung ist vielen angeboren, sie haben es in den Fingerspitzen; andere können es durch aufmerksames Hinsehen bei anderen und durch Anleitung lernen.

Befreiung von Ballast.

Unsere Häuser bieten in ihrer Mehrzahl nicht das klare Bild, das zu wünschen wäre. Man kann schon vieles klarer werden lassen, wenn man sie von drückendem Ballast befreit. In Kellern, Speichern und Rumpelkammern häuft sich oft ein Plunder auf, der mit einem frischen Entschluß beseitigt werden kann. Das meiste, was da für irgendeine Verwertung aufbewahrt wird, findet doch nie mehr Verwendung. Deshalb fort damit. Man verkauft alte Papiere und Lumpen an die Sammler, man zerhackt unnützes Gemöbel zu Brennholz, man schafft zerbrochene Vasen, verrostete Dosen auf den Müllplatz.

Die Generalreinigung darf sich getrost auch auf die anderen Räume erstrecken. In Schränken stapelt sich leicht ähnlicher Kram auf. Aus der Zeit des schön sein sollenden Klippzeuges, der Decken und Kissen gehörte das meiste beiseite. Portieren, Fensterbehänge, geschmückte Vertikoaufsätze lassen sich ohne Schaden wegoperieren. Mancher geschmacklose Bilderrahmen, ich weiß nicht, welche Geschmacksgreuel, haben die längste Zeit ihr Daseinsrecht im Hause gehabt. Man versuche es nur einmal mit der Aussonderung, es wird schon bald lichter im Hause, man atmet erleichtert auf.

Merkmale des rechten Heims.

Es ließe sich ein ganzes Evangelium des Hausglückes auf dem vernünftigen Mittelweg begründen. Seine leuchtenden Merkmale sind Schlichtheit, Helligkeit, Sauberkeit, Ordnung, Geschmack, Geschick, Freude, Genügsamkeit, Traulichkeit, Heimlichkeit. Aus all diesen Merkmalen baut sich das schöne Heim auf. Das sind Merkmale der Gesinnung, des Charakters, die sich nach außen in den Fensterbehängen, in den Küchenschränken, in den Spielkisten der Kinder kundtun. Man muß diese Dinge einmal recht beherzigen, um sie alsbald verwirklichen zu müssen. Man muß sie den Kindern so früh als möglich vormachen und einpflanzen. Mit den einfachsten Mitteln läßt sich so das schöne Heim gewinnen, auch mit wenig Geld ist dieses Heim möglich.

Dr. Feiten.

Ein Mensch
verzehrt in einem Leben von
70 Jahren
ungefähr:

- 5000 l Milch
- Luft verbraucht er am meisten: in der Minute 8 Liter, das macht in 70 Jahren 2,5 Mill. Hektoliter.
- 10000 l Wasser
- 5000 kg fische
- 12000 Eier
- 8000 l Bier
- 18000 kg fett Wurst fleisch
- 250 Ztr Brot
- 2000 l Wein
- 150 Ztr. Gemüse
- 120 Ztr. Obst
- 300 Ztr. Kartoffeln

Erziehung zur Selbständigkeit

Es gibt eine alte, recht grob klingende, aber wahre Redensart: „Einer kann so dumm sein, wie er will — wenn er sich nur zu helfen weiß!“ Das Vielwissen tut es nämlich durchaus nicht immer. Nur die richtige Anwendung dessen, was man weiß! Wer kennt nicht die oft bezeichneten, leider aber meist der Wirklichkeit entlehnten Bilder vom „zerstreuten Professor“, der dem wirklichen Leben fremd und unbehilflich gegenübersteht? Der dem ersten besten Betrüger zum Opfer fällt oder, wenn Unvorhergesehenes eintritt, nicht aus noch ein weiß!

Sich zu helfen wissen — darauf kommt es an im Leben. Selbst ist der Mann, selbst ist erst recht die Frau! Selbständigkeit und Entschlußfähigkeit in zweifelhaften Lagen, Geistesgegenwart in Not und Gefahr — es ist die gleiche Eigenschaft. Sie ist die beste Mitgift ins Leben für jeden, der sich einmal selber durchschlagen muß: ein Mittel für die Weitergebetteten, das Glück sich zu bewahren.

„Erziehung zur Selbständigkeit“ — „Erziehung zur Persönlichkeit“ — im Grunde dasselbe. Ein Schlagwort von berufenen und nicht berufenen Pädagogen, wie oft leihthin im Munde geführt, und ach, so selten zur Tat geworden! Denn — wo haben wir heute die großen, starken Persönlichkeiten, nach denen unser Zeitalter in verzweifelter Sehnsucht schreit? Wir hatten sie noch vor einem Menschenalter, da man wenig redete von „Erziehen“ und von „Persönlichkeit“. — Die wenigen, die heute noch leben, gehören zu den Alten — — —

In jenen Tagen, wo weniger geredet und mehr erwogen wurde, fürchteten sich die Erzieher noch nicht so sehr davor, das „Eigene“ im Kinde zu „brechen“, wenn sie mit Strenge gegen Unarten und Fehler vorgingen und Gehorsam forderten. Während man später, als „im Jahrhundert des Kindes“, diesem möglichst Freiheit zur Entwicklung ließ — und trotzdem in der Mehrheit willensschwache, dabei aber eigenwillige, schwache, haltlose, selbstüchtige Charaktere heranzog, die sich von einer kleinen Zahl von Schwärmern oder Schreibern mit Leichtigkeit lenken und beherrschen lassen, weil sie geistige Selbständigkeit nicht besitzen! — Das ist doch eine wunderliche Erfahrung auf pädagogischem Gebiet, die zu denken geben müßte. Wie, sollte die Erziehung von ehemals dennoch die richtigeren Wege eingeschlagen haben, um selbständige Persönlichkeiten heranzubilden — als die moderne, liberale Methode?

In einer Hinsicht: „Ja!“ Denn sie suchte eines zu wecken, was unserer Zeit, unserer Jugend zumal sehr fehlt — das Verantwortlichkeitsgefühl! — Wenn man mit der leihthin schon und

heute noch üblichen Methode trotz aller Versuche, trotz des besten Willens, selten der wirklichen Eigenart des Zöglings gerecht werden konnte und kann, so trägt die Hauptschuld daran der Umstand, daß seit Jahrzehnten schon alle Erziehungsarbeit der Schule — also der Anstalt — übergeben wird. Und diese ist, je umfangreicher, um so weniger, nicht so imstande zu erziehen, wie das Haus, — wenn dieses ist, wie es sein sollte! Die Schule kann nur, allen gegenteiligen, schönen Reden ungeachtet, in erster Linie Unterrichtsanstalt sein. Ja, gerade sie ist am wenigsten geeignet zur Bildung von Persönlichkeiten! Wer als Zögling einer Massenschule sich doch zu einer solchen bildet, tut das trotz der Schule, nicht durch sie! — Aber was rede ich von Persönlichkeit? Das ist heute ja ein Ideal von vorgestern, — Gleichförmigkeit ist ja wohl das von heute? — Aber wir müssen an das Morgen denken und dafür tun uns selbständige Persönlichkeiten bitter, ach, sehr bitter not! Deswegen tut es auch bitter not, daß wieder das Haus sich mehr der Erziehung annehme — mit Liebe, aber auch mit etwas Strenge! Glaubte nicht, ihr Eltern, ihr Lehrer, daß man richtig handelt, den Kindern den Weg ins Leben, ins Lernen so mühelos wie möglich, frei von Arbeit und Anstrengung zu gestalten! Ohne Ueberwindung von Widerständen, ohne eigenes Arbeiten, ohne Anstrengung wird weder Kraft geweckt, noch Willensfestigkeit, gibt es keine Freude am Gelingen eines Werkes, an Erreichung eines Zieles!

F. Gebhardt.

Metallarbeiterfrau und Frühjahrswerbearbeit

Als Frau eines Gewerkschaftlers, als Mutter von Gewerkschaftlern obliegt dir die hohe Aufgabe, die Deinen anzuspornen, ihre Kräfte für unseren Christlichen Metallarbeiterverband einzusetzen.

Du willst doch, daß es deiner Familie besser gehe, daß dein Mann und deine Jungen als Arbeiter geachtet werden und einen Lohn verdienen, mit dem man auskommen kann.

Wenn das erreicht werden soll, muß in der Agitation gearbeitet werden. Und du sollst den Deinen Mut und Spannkraft mitgeben.

Denke stets daran: Wie die Arbeitermutter ist, so wird die Zukunft des Arbeiterstandes sein.

Für unsere Jungen

Michiel de Ruyter

II.

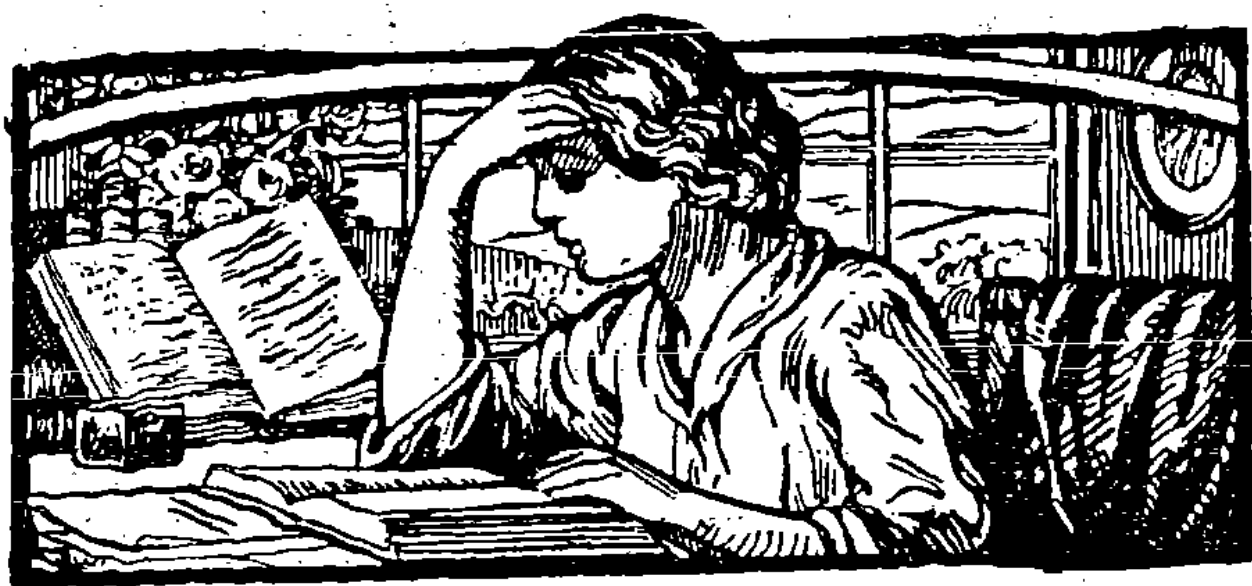
Da lagen nun die Meere offen vor dem kleinen Michiel. Zwar hatte er schon frühzeitig die Erfahrung machen können, daß das Meer keine Balken hatte und daß es an manchen Ecken äußerst windig sei. Aber so windig hatte er es sich nicht vorgestellt. Von Politik verstand er noch nichts, aber schnell leuchtete ihm ein, daß Holland einen Feind hatte, nämlich England. Der Engländer sagte die holländischen Kauffahrtsschiffe schlimmer als es die Freibeuter von Dänkirchen und die Piraten in Amerika tun konnten. Herrgott, sie waren erst vor kurzem einer englischen Bark entwischt, die ihnen ein paar fastige Schüsse aufs Fell geknallt hatte, so daß nur mit Mühe das Leck gestopft werden konnte. Er erinnerte sich später gern, daß er ein gründliches Beten erst bei jenem Zusammenstoß gelernt habe. Als sie dem Engländer entronnen waren und die spanische Stadt Vera Cruz in Mexiko ansahen wollten kam ihnen ein merkwürdiger Segler in die Quere. So viele Narben hatte Michiel noch nie an einem Schiff gesehen, vom Mast wehte die Totenkopfflagge. Das war einer von den „Jolly Roger“, den Piraten der Atlantik, überall gefürchtet und gehaßt. Nur das Dazwischenkommen einer spanischen Freigatte rettete ihnen Schiff und Leben.

Es war kein eintöniges Leben. Bei Gott nicht. Wie die Rahen mußten die Schiffsjungen ins Gestänge mußten schrubben, pumpen, schliefen in erbärmlichen Köchern bekamen als Nachtsch manchmal die neunschwänzige Kage und zum Essen angeschimmelttes Brot. Das Weinen verbiß Michiel oft, sich auslachen lassen wollte er nicht. So schluckte er manches herunter und packte zäher zu, um sich selbst Mut zu machen. Sein Streichhemden verließ ihn nicht, wenn er auch schon viel ernster geworden war. Von den andern unterschied er sich in manchem. Er

fluchte nicht und er log nicht. Man kann nicht sagen, daß er deshalb weniger Liebe bekommen hätte, vielleicht mehr noch als die anderen. Aber allmählich rang er sich bei den anderen Achtung ab, und wenn er etwas sprach, galt es als ausgemachte Sache. Mit 15 Jahren war er bereits Matrose geworden, der jüngste Matrose auf allen tausenden Schiffen, an deren Coppel die Flagge der Generalstaaten flatterte.

Bei diesem Wetter lief die „Move“ in Vlissingen ein. Die Ankunft des Ostindienfahrers hatte groß und klein auf die Beine gebracht und selbst der alte Lampson, der Meister, war zum Hafen heruntergestappt. Kisten und Kisten rollten vom Schiff, Pfeffer, Wehrauch und Elfenbein wurden an Land getragen. Und dann kamen die Matrosen. Michiel als jüngster zuletzt. Schmuck sah er aus. Meister Lampson rieb sich die Augen und dachte: Donnerklei, den kennst du doch! Er ging hin, klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Fast glaube ich, Euch zu kennen!“ Michiel blickte ihn an und jagte: „Run ja, Herr Lampson, den Schlingel Michiel solltet Ihr wahrlich noch kennen.“ Am Abend saßen sie beim Onkel, und Lampson, der es zu einer eignen Reederei gebracht hatte, entwickelte Pläne, die Michiel das Wasser im Mund zusammenlaufen ließen.





Eine Minute für die Hausfrau

Altes Fleisch mürbe machen.

Wenn man altem Geflügel etwas Jugendfrische geben will, so reibe man das gereinigte Tier innen und außen gut mit gestoßenem Pfeffer ein und lasse es über Nacht liegen. Man wird morgens freudig überrascht sein.

Milch vor dem Säuern zu bewahren.

Um die Milch auch im Sommer einige Tage frisch und gebrauchsfähig zu erhalten, kochte man sie mit einem geringen Zusatz von Zucker ab. Auf ein Liter genügt ein gestrichener Eßlöffel.

Flascheneinigung.

Man bereitet eine Lösung von 15 Gramm Chlorkalk und anderthalb bis zwei Liter Wasser. Damit wird die betreffende Flasche bis oben gefüllt. Man läßt sie drei bis vier Tage stehen und gießt dann das Chlorkalkwasser ab, das zu gleichen Zwecken wieder verwendet werden kann, und spült die Flasche mit klarem Wasser gut nach.

Saarpflege bei Kindern.

Für den späteren Haarwuchs ist die Saarpflege im frühen Kindesalter von großer Wichtigkeit. Es empfiehlt sich, das Haar morgens und abends flüchtig durchzukämmen und zu bürsten, sowie das Haar alle acht Tage zu waschen; am besten mit Kamillen-Champou. Bei trockenem, sprödem Haar benutze man Haaröl. Vaselinöl ist zu verwerfen, da es Schmutz und Staub auf der Haut bildet. Ist dagegen das Haar fettig, so reibe man es flüchtig mit Franzbranntwein ein. Um das Haar geschmeidig zu machen, kann man nach dem Waschen dem Spülwasser den Saft einer Zitrone beifügen.

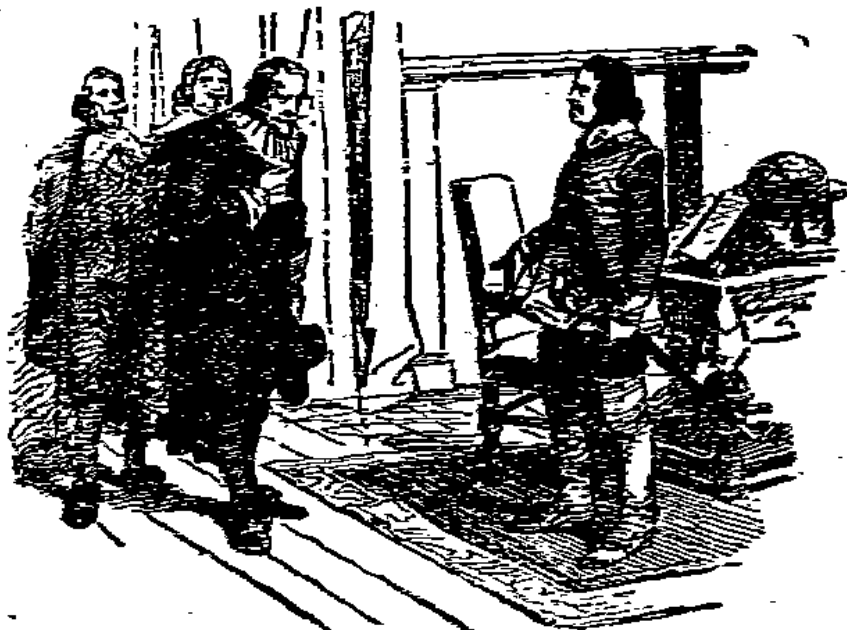
Puhmittel für Messing.

Sauerkohlbläue ist das beste Puhmittel für Messing. Man lege das Messing in die Bläue und nehme noch etwas Asche zu Hilfe. Selbst hartnäckige Flecke, die sonst auf keine Weise zu entfernen sind, können auf diese Art ausgeglätt werden.

Waschen von wildledernen Handschuhen.

Man bereite eine Mischung von acht Teilen Wasser und einem Teil Salmiakgeist. Darin wäscht man die Handschuhe, die dann gut mit lauwarmem Wasser nachgespült werden. Wesentlich ist, daß die Handschuhe weder bei Ofenwärme noch in der Sonne getrocknet werden. Es ist ratsam, sie während des Trocknens öfter über die Hände zu streifen, damit sie nicht hart werden.

Aber es sollte anders kommen. Am Morgen gellten Trommelwirbel durch die Stadt. Werber des Prinzen von Oranien zogen umher und schilderten in glühenden Farben das Leben eines Soldaten. Michiel ging das Herz mit dem Verstand durch. Ehe der alte Lampson und der Onkel sich verfahren, war Michiel angeworben und erhielt Handgeld. Ein paar Wochen später lag er mit den Truppen des Prinzen Hendrik von Oranien vor S' Hertogenbosch, das von den Spaniern verteidigt wurde. Er stand



Bei Cromwell

ein paar Tagen. Darauf behagte ihm das Soldatenleben nicht mehr. Auf dem Meer war er ein anderer Mensch, das fühlte er. Das Meer ließ die Hände andächtiger falten als das Lagerleben. Er machte sich nach Vlissingen auf und betrat eines Mittags die Stube Meisters Lampsons. Der machte recht erstaunte Augen, senkte die lange Tonspise, räusperte sich und fragte: „Kun!“ Michiel blieb — wie er später sagte — die Spude weg und drehte seine Rüge in den Händen. Eigentlich ärgerte er sich über sich selbst, und er platzte schließlich heraus: „Kann ich auf

inen Mann, als sei er von Jugend an Soldat gewesen. Kein Dienst war ihm zu schwer, und während seine Kameraden würfelten und spielten, melbete er sich zur Wache. Man suchte über ihn die Achsel, aber man achtete ihn. Jedoch er war ein Siphlop. Bei einem Wortwechsel packte er seinen Gegner und warf ihn kurzerhand die Verschanzung hinunter. Zerschunden kam der andere unten an. Das Gericht verurteilte ihn zu

Bekanntmachung

Sonntag, den 16. März, ist der 12. Wochenbeitrag fällig.

Aachen. Unser Büro ist von Annastraße 11 nach Wilhelmstraße 36 verlegt. Unsere Telefonnummern sind 32051—32053.

Inhaltsverzeichnis

Der Deutsche Metallarbeiter. Hauptteil:

Hauptprobleme der Schlichtung (Prof. Dr. Joerges), S. 161. Auf dem Weg zur nationalen Arbeitspolitik (G. W.), S. 162. Soziale Ungerechtigkeiten und Sozialismus (G. St.), S. 164. Berufspolitische Beeinflussung des Arbeitsmarktes (M. S.), S. 164. Sozialistische Versprechungen und die Arbeiterschaft (P. St.), S. 165. Betriebsstillegungen, Feiertagsgeltern und Arbeitslosigkeit (S. Haase), S. 166. Arbeitslosigkeit, das Ergebnis einseitiger Wirtschaftsbildung (Josser), S. 167.

Verbandsgebiet:

Aue, Erzgebirge (Wflg.), S. 169. Burbach (Habelig), S. 169. Frankfurt a. M. (K. Neuber), S. 169. Köln-Höhenberg (Emil Kappel), S. 170. Mülheim a. d. Ruhr (Fritz Desinger), S. 170. Müsbach, Pfalz (K.), S. 170. Schwandorf (S.), S. 171. Sommerda (Ries), S. 171. Breslau (S.), S. 171.

Branchenbewegung:

Schweißer und Brenner (L.), S. 171. Former und Gießereiarbeiter (J. K.), S. 172.

Aus den Betrieben:

Terror in Liegnitz (Tra.), S. 172.

Unterhaltung:

Harte Zeiten (Charles Dickens), S. 167. Für unsere Jungen: Michiel de Ruyter (Wie.), S. 175.

Frauenleben:

Am tausenden Webstuhl der Zeit (Th. Sulert), S. 173. Das schöne Heim und die Metallarbeiterfamilie (Dr. Zeiten), S. 174. Erziehung zur Selbständigkeit (S. Gebhardt), S. 175. Eine Minute für die Hausfrau, S. 176.

Bekanntmachung:

Seite 176.

Schriftleitung: Georg Wieber. — Verlag: Franz Wieber, Duisburg, Stapeltor 17. — Druck: Echo-Verlag und -Druckerei, e. G. m. b. H., Duisburg.

„Zuer Schiff heuern?“ Der Alte schaute ihn längere Zeit an und sagte: „Auf meinem „Salamander“ wird der Steuermann frei. Ich will es mit Euch versuchen.“ Michiel tat einen Freudenschrei.

Es war eine schwere Zeit. In England hatte Cromwell die Stuarts, die Königsfamilie, verjagt und König Karl I. durch Volksbeschluß 1649 auf das Schaffott bringen lassen. Wenn die Republik Holland geglaubt hatte, mit der Republik England in ein besseres Verhältnis zu kommen als mit dem Königtum, so hatte sie sich sehr getäuscht. Cromwell, der Diktator, zog die Zügel noch straffer an und wollte England zum führenden Volk der See machen. Das kleinere Holland erkannte die Gefahr und suchte zunächst auf gutlichem Wege weiter zu kommen. Es schickte seinen tüchtigsten Unterhändler zu Cromwell, der nur mit der zweifelhaften Antwort nach Den Haag zurückkehrte, daß England den Frieden wünsche, aber seine berechtigten Ansprüche auf Führung der Nation nicht fallen lassen könne. Die Ratsherren der Generalstaaten machten ernste Gesichter, denn sie sahen ein, daß das gar nichts anderes als einen

Kampf auf Leben oder Tod bedeuten würde.

Damals herrschte über der holländischen Kriegsflotte Marten Harpenzoon Tromp, der „Bestevater“, einer der edelsten Menschen und tüchtigsten Admirale. Die se unter der holländischen Flagge gestritten hatten. Mehr als einmal waren die Augen ganz Hollands auf ihn gerichtet, und mehr als einmal hatte er große holländische Kauffahrteiflotten sicher an den gierigen Händen Englands und den deutelsüßernen Fingern der Dünkirchen vorübergeführt.



(Fortsetzung folgt.)